

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Die Badische Schule. 1934-1939 1935**

11 (1.6.1935)

# Die badische Schule

Verantwortlich: Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe

## Der Führer:

Anderer Generationen, die lernen von Heldensagen, von  
Heldenzügen. Wir haben diese Sage gelebt und sind  
mit im Zug marschiert. Ob der Name des Einzelnen von  
uns der Nachwelt erhalten bleibt, spielt keine Rolle.  
Wir alle sind zusammengebunden in einer einzigen großen  
Erscheinung. Sie wird bleiben. Sie wird nimmermehr  
in Deutschland vergehen, und aus den Opfern der ersten  
Kämpfer heraus wird stets von neuem die Kraft zu  
Opfern kommen.

Am Bürgerbräukeller am Vorabend des 9. November 1935.

# Vision vor der Feldherrnhalle.

Von Herbert Vöhme.

**M**enschen stehen gedrängt, warten in verhaltener Stille, stehen wie eine Phalanx, sind ein Mauerwerk aus ehernem Glauben. Ihre Fackeln aber werfen sich wie ein inneres Leuchten aus diesen Mauern hinaus auf die Straße, in die Stadt, in das Land.

Das ganze Land bebzt vom Atem erhobener Leidenschaft und schlägt im Herzschlag derer, die da stehen und warten.

Durch die harrende Menge, rings um den großen Platz, führt ein Weg, führt mitten durch den weiten Raum, eine lange Straße, herkommend aus dem Norden der Stadt, vom Siegestor, aus dem Norden des Reiches, durch die ganze Heimat der Deutschen.

An allen Herzen führt dieser Weg vorüber, und deren Augen sehen ihn, die da bereit sind, für das große Feuer, das oberhalb des Weges auf breiten Stufen in Schalen hellen Lichtes lodert, bereit sind, ganz sich hinzugeben, um für den Glauben zu brennen.

Stehen wohl noch Menschen anderen Wissens, fremd unserer Straße, und sie meinen, was dort loderte, seien Opferflammen und das Opfer stünde immer am Ende des Weges der Menschheit.

Die aber des gleichen Glaubens sind, wenden sich nicht um, ihre Augen leuchten von dem Schein der hohen Halle, in dem sich das Gesetz ihres Volkes lebendig verkündet. Sie wissen es, man opfert sich einer verzehrenden Flamme dann nur, wenn man durch sein Opfer etwas zünden will, zum Brennen bringen muß, wenn etwas angefaßt werden soll, daß es auflobert, erwärmt und erleuchtet; und so leuchten sie alle schon vom Widerschein der Lichtschale, die das Mahnmal erhellt, leuchten alle für die letzte Bereitschaft ihres Lebens.

Nicht Mensch sein ist unsere Berufung. Menschen sind wir. Aber berufen sein heißt für uns, den Weg zu Gott, zur Freiheit und zur Vollendung des lebendigen Weltbildes weitererschreiten, heißt Volk sein.

Führte ein weiter Weg durch ein nächtliches Land der Einsamen und Verlassenen für diesen Glauben an das Herzblut bis zu den Stufen der Feldherrnhalle, wo es sich in seiner gewaltigsten Größe offenbarte. War kein Opferfeuer, was da loderte, war nicht eine Flamme, die verbrannte, sondern Blut, die aufbrach, um Helle zu schaffen in dieser Dunkelheit.

Lichtschalen stehen nun auf diesen Stufen, gemahnen uns dieser Helle, daß wir sie weiterbrennen, daß wir selbst Flamme sind für kommende Geschlechter, und wenn wir dabei einmal den Strom des Blutes offenbaren müßten. Unsere Offenbarung heiligte die gleiche Fahne, wie das Blut derer die Offenbarung vom 9. November 1923.

Wohl standen in der Heiligkeit dieses Schicksalstages der Tod und der Verrat; der Glaube aber an das

Ewige des Volkes, die Gewißheit von dem Sieg einer Tat, die man um mehr, als um das Leben vollbringt, ließen den Tod und den Verrat ersterben.

Die Fahne hing schwer vom Blute der Gefallenen, aber um so lebendiger wuchs sie in das Jahrzehnt und gibt sie die Frucht des Jahrhunderts, sie, die Saat eines großen Augenblicks. Sie steht in der Feldherrnhalle, und vor ihr versanken Tod und Verrat, und hinter ihr weiteten sich die Lichtstufen nach Walhall. Der Glaube baute denen, die um die Heiligkeit ihrer Fahne starben, diese Feldherrnhalle der Unsterblichkeit. So gedieh die Saat Gottes an diesem Tage.

Unser Glaube ist seine Ernte, und Haus und Hof wachsen in seinem Erbe, und das Erbe, das sie wie die Opfertat bewahren, ist das Blut, ist das große innere Reich:

Das ist Deutschland.

Das war das Wunder des Augenblicks: Da das Leben starb und doch voll des Glaubens an seine Sendung unsterblich auferstand.

Weit führt der Weg durch das deutsche Land vom Norden her, aber die Stufen ragen hoch hinauf und die Herzen lodern. Und es schwingt die größte Glocke des gewaltigsten Domes mit ehernem Klange durch das Schweigen seines Volkes, und es schwingt in ihr der einzige Glaube: Gott weihte mit dem Blute der Gläubigsten die Fahne des Reiches.

Da läuten die Türmer vom Ruhm des Sterbens, und die Stadt ist angefüllt vom Gebet.

Und es wogt ein Bekenntnis die breite Straße entlang vom Norden des Landes durch das Siegestor. Und wer in dieser Stunde an dieser Straße steht und sein Herz mitschwingen fühlt im Gedröhne der Glocken, der hat über sein Leben und sein Sterben gesiegt und verlöscht seinen Namen und grub sich einen anderen tief in sein Schicksal ein:

Deutschland!

Und einer steht auf der letzten Stufe der gewaltigen Halle und hält die Fahne, daß die Flamme des Lichts aus der ehernen Schale hell sie bestrahlt. Weit leuchtet die Kraft ihres Blutes über das gläubige Land. Sie steht hoch aufgereckt und erhaben, und in ihrer Kraft strahlt die Reinheit des Friedens, und hinter ihr, kaum verdeckt, führt der Weg nach Walhall.

Dumpf dröhnt da die Trommel.

Wir harren angefüllt vom Gebet und wissen es nun, weshalb einmal Menschenhände diese Halle zur Weihe ihrer Feldherren schufen und wissen es auch nun, weshalb der Tod auf den Stufen stand und wissen es auch nun, daß die Fahne fortan ewig leben wird.

Herrgott, unser Leben wollen wir dir dafür verbürgen.

Da bricht der Trommelwirbel ab.

Der Schwur verklingt.

In die Stille dröhnt der Marschtritt der Wache am Ehrenmal.

Er dröhnt wie ein lebendig gewordener Befehl.

Die Fahne steht auf, der Adler hebt seine Flügel.

Die Stufen hinter den Standarten steigen himmelhinan, aber wir errahnen sie nur noch, denn das Licht in den Schalen ist längst erloschen.

Und wir errahnen die Stufen, wie in uns die Flamme weiterbrennt. Und wie wir selber Fackel sind an dem Weg durch das Reich. —

Der Marschtritt der Ehrenwache dröhnt an uns vorüber. Die Straße erbebt.

Da schreitet einer die Stufen herab in das Land. In tausend Herzen will er die Feuer suchen, die Spiegelbild sind von der gewaltigen Stunde der Feldherrnhalle, in Millionen Augen will er die Flamme sehen, die bereit sind, aufzubrechen aus lebendigem Leben, um den Glauben des Volkes zu entzünden.

Er schreitet den Weg durch das Siegestor hinaus in sein Volk.

Land unter den Füßen, Saat in der Hand. Herbstzeit ist Fruchtzeit für den Frühling.

Schweigend ruhen da die Herzen aus in seinem Blick und sind dann vom Wunderbaren ganz erfüllt.

Und ist das Wunderbare dieser Glaube:

Was ist der Tod, wenn du das Leben von uns forderst, Deutschland!

Weg führt durchs Land, führt durch das Siegestor. Aber Flamme müssen wir sein, wenn wir ihn schreiten. Hockt der Tod noch immer auf kaltem Gestein, die aber Feuer sind, brennen ihn von sich, lodern empor zu geheiligten Stufen, geben sich in die Flammenschale des Lebens für ihr gewaltiges Volk. Und werden so Wegezeichen für kommende Geschlechter und werden so Blut eines Glaubens, und tragen sich leuchtend empor zu der Halle des Lichts und lodern in Ewigkeit.

# Der Verwandler der Welt.

Ein deutsches Drama von Friedrich Roth.

## Fünfter Vorgang.

Die Szene zeigt die Auseinandersetzung zwischen Kaiser Friedrich dem Zweiten von Hohenstaufen und dem hundertjährigen Papst Gregor dem Neunten, der, von den Römern vertrieben, nach Anagni geflohen war und den Stauer durch Vermittlung des listigen Kardinals Sinibald Fiesko, des späteren Papstes Innocenz IV., um Hilfe anrief.

Kleiner Saal im päpstlichen Palast zu Anagni. An der hinteren Wand der mit einem Baldachin überbaute Thronfessel, in dem Gregor sitzt. Rechts davon eine Glastüre, die auf einen Balkon führt, über den hinweg man hoch in die weite Landschaft sieht. Eine Tür in der rechten Seitenwand.

(Gregor in derselben Kleidung wie vorher. Sinibald Fiesko. Ein unscheinbarer Leibdiener.)

Fiesko (stehend): Den Fußfuß weigert er.

Gregor (fährt auf).

Fiesko: Verzichtet, Vater!

Gregor: Worauf soll ich denn noch verzichten? —

Fiesko: Die Lage ist sehr heikel, Heiliger Vater. Die Römer zogen noch Verstärkung an.

Gregor (zischend): Man muß die ungezogenen Kinder züchtigen!

(Sturmgeschrei der Römer.)

Fiesko: Da hört! Sie sind wie trunken von der Narrheit.

(am Fenster:) Sie führen eine Puppe mit, am Galgen.

Gregor: Die Nächsten sind uns immer allzu nahe. — Wo stehen Friedrichs Truppen, siehst du das?

Fiesko: Dort auf dem Hügel; und sie rühren sich nicht. Die Unterredung macht er zur Bedingung. Man sollte ihn nicht länger warten lassen.

Gregor: Ließ er denn uns nicht warten bis zur Stunde höchster Gefahr?!, uns zu erniedrigen, und von uns zu erpressen — !

Fiesko: Heiliger Vater!

Gregor: Komm zu mir her, ganz nahe, Sinibald!

(nimmt ihn um die Schultern, krampft seine Finger an ihn.)

Wie heißt das Wort der Heiligen Schrift? „Niemand weiß, was im Menschen ist“, so heißt es.

Dich kenne ich und kenne dich doch nicht; kein anderer aber scheint mir so berufen, das Werk des dritten Innocenz und meines bis zum glorreichen Ende zu vollenden. Wir sind nicht einzelne. Wir sind die Kirche. Er ist ein Einzelner, der steht und fällt. Wir sind in endlos langer Kette ewig. Er wollte seinem Reich Erbsfolge geben. Nie durfte es gelingen, niemals darf es!! Was ist das Reich? Nichts! Unser ist der Erdkreis!

Imperium sacrum! — Zittern diese Hände? In mir ist Kraft des Allerhöchsten! — Jetzt!

(schleht Fiesko hastig fort.)

Fiesko (möchte noch warnen): Verschweigt, daß wir Lombardien —

Gregor: Laß ihn kommen!

(Fiesko ab. Gregor stellt sich auf. Der Kaiser tritt ein. Knapp hinter ihm Fiesko, der sich verneigt und wieder durch die Türe zurückgeht. Die beiden

Herrscher sind sich einen Augenblick schweigend gegenüber. Der Papst winkt, offenbar auf Wunsch des Kaisers, dem Bedienten, daß er sich entferne. Dieser durch eine Geheimplür ab.)

Kaiser: Ich grüße euch geziemend, neunter Gregor!

Gregor (den Graß erwidern, indem er sich leicht hochstützt):  
Friedrich und Kaiser durch des Herren Gnade,  
der Uns befahl zu binden und zu lösen.

Kaiser (ruhig): Ihr seid sehr in Bedrängnis.

Gregor: Durch die Menschen.  
Du kamst, Friedrich, wie es der Könige  
Pflicht ist.

Kaiser (mit leisem Nachdruck):  
Du batest mich zu Kommen.

Gregor: Wie eine Mutter bittet ihren Sohn,  
bat dich die Kirche, wie ein Lehensherr  
auffordert den Vasallen.

Kaiser (mit unterdrückter Festigkeit):  
Den Vasallen?! —  
Gott gab ein geistlich Schwert dem römischen  
Bischof,  
das weltliche gab er dem Kaiser, mir.  
Ich zog es gerne, doch ich zog's freiwillig,  
dem Manne einen Dienst zu tun,  
der neben mir über den Völkern steht,  
mit dem ein stetiges Einverständnis sein muß,  
soll nicht die Welt erschüttern.

Gregor (merkt die Abicht, biegt aus):  
Über den Völkern steht —. Du sprichst sehr  
einsam.  
Wer aus Gott kommt und wer an ihn glaubt,  
mein Sohn,  
der ist nicht einsam. — Also geht die Sonne  
(meint das Papsttum)  
geruhig sicher ihre große Bahn,  
und um sie kreist (meint den Kaiser), der von ihr  
Licht empfängt,  
der Mond. Es ist nur eines nötig hier  
im irdischen Jammertal: aufwärts zu Ihm!  
Das andere ist des Satans, des Verführers.  
Nebeneinander, Kaiser, gibt es nicht.

Kaiser (scheinbar kühl):  
Der Priester soll nicht herrschen, sondern dienen.

Gregor: Wer dienen will, muß Macht zu herrschen  
haben.

Kaiser: Ihr lehrt die Demut.

Gregor: Übermut zu brechen.

Kaiser: Ihr lehrt die Armut und erhöht euch prächtig.

Gregor: Die Völker wollen ihren Herren gekrönt sehen.

Kaiser: Ihr predigt Liebe und euer Tun ist Haß.

Gregor: Haß denen, die das Werk der Liebe stören.

Kaiser: Ihr lehrt den Geist und giert doch nach Besitz.

Gregor: Der Geist braucht irdisches Gewand und Mittel.

Kaiser: Dann ist Gefahr!

Gregor: Von welcher Seite, Kaiser?

Kaiser: Wenn ihr euch auf den Markt der Welt  
begebt —

Gregor (unterbricht ihn):  
Gib uns den Kirchenstaat zurück!  
Sizilien! Verführe nicht Sardinien!

Kaiser: Wenn ihr euch auf den Markt der Welt begebt,  
wundert euch nicht, wenn man euch dort  
begegnet  
nach Marktes Brauch, der hart und nüchtern ist.

Gregor: Memento, Friedrich!

Kaiser: Und beruft euch nicht  
auf das geweihte Kleid!

Gregor: Memento, Friedrich!

Kaiser (immer ruhig, doch härter als zu Anfang):  
Denn wer im Streit der grimmen Welt mitficht,  
muß damit rechnen, Schläge zu empfangen  
und muß sie nehmen als ihm zugedacht,  
nicht jener ferneren höheren Majestät.

Gregor: Die du schon lästerst, Friedrich, nennst du sie.

Kaiser: Und wer sich Rechte anmaßt, die des Staates  
sind —!

Gregor (glistig, krächzend):  
Der Staat, der Staat! Was ist das denn der  
Staat?!

Kaiser: Nicht nur ein Mittel, deine Gotteshäuser  
und deine Priester vor Gewalt zu schützen!

Gregor: Jetzt sagst du es! Friedrich, du Gottes-  
leugner!! —  
Denn glaubest du an Gott —

Kaiser: Glaubt ihr an ihn? — Wir sind allein Gregor!  
Denn wenn ihr an ihn glaubtet —! Und wenn  
nicht,  
woher dann nehmt ihr euer Vorrecht —?

Gregor (die Hand zum Himmel erhebend): Herr!! —  
(greift sich ans Herz, schreiend:)  
Du kamst hierher, um mich zu töten, Kaiser!

(Geschrei der Römer.)

Kaiser (um so ruhiger):  
Ich kläre nur den Anspruch!

Gregor: Erzverneiner!

Kaiser: Sagt Erzbejager! Gott gab uns die Erde!  
(Man sieht das Gesicht Fieskos im Türspalt.)

Gregor (schmerzlich ausbrechend, betränkt, zuließt mitleidig):  
Was wolltest du aus Kreaturen machen,  
die wie die Kinder schreien in ihren Schmerzen?!

Kaiser (sicher):  
Starke, die ihre Schmerzen tragen lernen.

Gregor: Die vor Vergänglichkeit die Nächte weinen?!

Kaiser: Freie, die sich am Feuer mächtigen Wollens  
entzündeten — tragisch groß vor der Erkenntnis —  
groß in der leidenschaftlichen Gemeinschaft  
des gleichen, sei es auch des harten Schicksals.

Gregor (beruhigt und sicher): Du wirst verlieren!

Kaiser: Gott hat mich erhoben.

Gregor: Um dich, ein Beispiel vor der Welt, zu stürzen!

Kaiser: Ich falle nicht, es sei, du sielest nach.  
Denn wenn erst das Gesetz ins Wanken kommt —

Gregor: Und doch verfolgst du mich und meine Kirche!

Kaiser: Niemals!  
Vielmehr — bitte ich um Eure Hilfe!

Gregor (überrascht): Hilfe??

Kaiser: Ja, gegen die Lombarden!

Gregor (enttäuscht): Nie!

Kaiser (heftig): Die Longobarden sind Rebellen, Gregor!

Gregor: Nicht gegen uns.

Kaiser: Sie sind auch Ketzer!

Gregor: So?

Kaiser: Ich hab in Deutschland meinen Sohn geopfert,  
die teuflischen Ketzerichter doch geschont.  
Ich hab, als ihr die bremischen Bauern tragt,  
abseits gewartet.

(bei echter innerer Einsicht und Empörung:)  
Ist das Papstes Dank?!

Gregor: Die aufgewühlte Seele deines Volkes wird Inhalt sein der Form, die unser ist.

Kaiser: Gregor, ich warne dich! Ich will den Frieden! Ihr geht mit Völkern und mit Ländern um als einem billigen Werkzeug eurer Macht!

(Stimmen der Römer. Gregor zuckt in sich.)

Kaiser: Helft ihr mir gegen die Lombarden, Gregor?

Gregor (nach einer Pause, mit kluger Finte):  
Dächt ich nicht dran, daß du mich nur durch Bündnis

und Seereshilfe, die du niemals brauchst, festlegen wolltest, und bedächt ich nicht, daß du darnach Lombardien gegen uns verwenden möchtest — wollte ich dir helfen so oder so —

ich kann, wenn die Person des Benedeiten zu schützen ist, nicht um das Ansehen irdischer Personen hadern. In Jerusalem, du weißt's, bedrohen Sarazenen wieder das heilige Grab. Da ziehe hin!

Kaiser (ruhig):

Da handelt ihr wie jener König David, der, um das Weib des Urias zu besitzen, den Feldherrn außer Landes schickte.

Gregor: Wie?

Kaiser: Mein Weib, das ist das Reich!

Gregor: Du weigerst dich?

(Kampflärm.)

Kaiser: Uns zu verderben, nicht ums Heilige geht es.

Gregor: Du weigerst dich? Bedenk es! Ziehst du?

Kaiser: Nein!

Gregor (steht auf):

So soll die gläubige Welt dich richten, Friedrich!

Kaiser (außer sich):

Wir brauchen dieses Urteil nicht zu fürchten.

(Barbarisches Geschrei der Römer.)

Gregor (schreit):

Wer hat die Römer gegen mich gehezt?

Kaiser (dreht sich blitzschnell um):

Wen trifft die Schuld am Abfall König Heinrichs?

Gregor: Divide et impera!

Kaiser: Dann ist's am Schwert.

Gregor: Der Geist bricht jedes Schwert. Du bist entlassen.

(Weht an das Balkonsfenster. Stimmen der Römer: „Gregor an Galgen!“ Gregor knickt kaum merklich ein.)

Fiesko (ist hereingekommen, blüend zu Gregor):

Sie haben Leitern an den Fels gelegt.

(Gregor geht entgeistert auf seinen Platz zurück. Pause.)

Kaiser (in die Stille hinein):

Soll ich die kaiserliche Phalanx rufen?

Gregor (nach einer Weile): Ja, rufe sie!

(Kaiser tritt auf den Balkon, erhebt den Arm. Rufe seiner Soldaten: „Heil Friedrich Imperator! Trompeten. Heftiger Geschichtslärm.)

Gregor: Mein Gott, verläßt du mich? Mein Gott, du stärkst mich!

Fiesko: Die Kaiserlichen siegen, Heiliger Vater, das treibt die Römer wieder in eure Arme.

(mit unheimlichem Lachen:)

Die Sarazenen siegen für das Kreuz.

(Aufwallendes Siegesgeschrei.)

Kaiser (wendet sich draußen um, nicht ohne bösen Triumph):

Gregor, du ziehst nach Rom!

Gregor (während sich Fiesko vor Friedrich verneigt, beiseite):

Dann wehe dir!

(Vorhang.)

# Deutsche Gestalten am Oberrhein.

Von Wilhelm Rogde-Kottenrodt.

## 2. Herzog Bernhard von Weimar.

Ein neidisches Geschick riß ihn, der um das Höchste, um Deutschland rang, kurz vor dem Ziel aus dem Leben; die Verdrossenheit der folgenden Jahrzehnte, das Emporsteigen Preußens, das Aufleuchten der Gestirne Herder, Goethe und Schiller in Weimar sind die Ursache, daß die folgenden Geschlechter ihn vergaßen. Eine Zeit, die den Selten gering schätzte, konnte ihn nicht neu entdecken. Den politischen Strömungen, welche bis in die jüngste Zeit am Oberrhein herrschten, war es nicht gelegen, daß sein Gedächtnis erwachte. So blieb Bernhard von Weimar, obwohl eine der leuchtenden Gestalten unserer Volksgeschichte, ein vergessener Mann, auch am Oberrhein, wo von Laufenburg über Breisach bis Wiesloch unzählige Namen an sein Ringen um Deutschland erinnern.

Der Jesuit Sutter nennt in seiner elfbändigen Geschichte Ferdinands II. den Herzog Bernhard kurzweg einen Räuberhauptmann. Wollen wir um Art und

Wesen eines Menschen wissen, so betrachten wir Anfang und Ende seines Lebens. Sehen wir, aus welchem Stamm, aus welcher Umgebung Bernhard entsproß, unter welchen Einflüssen er erwuchs! Zu seinen Ahnherren gehörten Albrecht der Bär, der kaum Heinrich dem Löwen etwas nachgab, und Landgraf Hermann von Thüringen, der Herr der Wartburg und Schützer Wolframs von Eschenbach und Walthers von der Vogelweide, zu seinen Ahnfrauen eine Hohenstauffin, die Tochter Kaiser Friedrichs II. Ganz nahe an der Ahnenreihe stand er den sächsischen Kurfürsten Friedrich der Weise und Johann der Beständige, die ihre Hand über Luther hielten. Bernhard war sich dieser Ahnen immer bewußt, und sein Lehrer, der Historiker und Staatsmann Dr. Friedrich Sortleder, pflegte diese Erinnerungen, um in dem hochgemuten und hochbegabten Jüngling in düsterer Zeit den Kaisertraum in seiner Größe und Reinheit aufleuchten zu sehen.

Im Jahr 1604 wurde Bernhard auf Schloß Hornstein in Weimar als letztes unter elf Kindern ge-

boren. Die Erziehung lag in den Händen seiner Mutter Dorothea Maria, einer Fürstin von Innhalt. Sie war eine hochsinnige Frau, deren Gedanken vor allem auf die Erziehung, nicht nur der eigenen Kinder, sondern der Jugend ihres Volkes gerichtet waren. Ihr anderer Sohn, Herzog Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha, in der Geschichte der Pädagogik bekannt, hat diese Neigung von ihr geerbt. Sie bahnte Wolfgang Katke den Weg, der im Unterricht die Muttersprache dem Latein entgegensetzte, der Anschauung und praktische Übung an Stelle des Auswendiglernens forderte. Dorothea Maria bestellte Friedrich Hortleder zum Lehrer ihrer Söhne, auch Bernhards. Von ihm stammt das Wort, „die Geschichte sei das rechte, eigentliche Fürstenbuch“, und dann: „Die Geschichte des Vaterlandes sollten sie „mit politischen Augen“ ansehen; sie sollten nicht nur mit den „alten Fabeln“ griechischer und römischer Historia unterhalten werden“. Ein Unfall raffte die Mutter hinweg, als Bernhard 13 Jahre zählte. Zu ihrem Begräbnis kamen die Verwandten in Weimar zusammen. Sie berieten sich über das Schicksal Deutschlands und gründeten die „Fruchtbringende Gesellschaft“, die ein Vorläufer des Deutschen Sprachvereins wurde. Bernhard wurde ihr Mitglied und von ihren Gedanken angerührt. In diesen Kreis gehört Justus Georg Schottel, der in seiner „Todesklage Germaniens“ während des Dreißigjährigen Krieges spricht:

„Die Sprache, die da kann die Kron Europens nehmen, die will man henkergleich zerstückeln und erlähmen. Ach, schämet ihr euch nicht, ihr Kinder gleichen Affen, die ihr wollt gieriglich nach fremden Sünden gaffen und gerne unteutsch sein, euer Vaterland veracht, und habt in Teutschland ein unteutsches Land gebracht?“

Es ist bemerkenswert, daß aus Bernhards Briefen und Akten immer ein ursprüngliches, kernhaftes, reines Deutsch atmet, während sonst der Stil der Zeit unerträglich geschraubt, mit lateinischen und französischen Wendungen gespickt ist.

Hortleder begleitete Bernhard an die Universität Jena, an der er später Professor war. Er blieb bis an das Ende des Herzogs staatsmännischer Berater. Welche Früchte die Erziehung der Mutter und Doktor Hortleders bei Bernhard zeitigte, sehen wir an seiner spätern geistigen und seelischen Haltung. Er wurde eine tief fromme Natur, dabei aufgeschlossen und den ihm zugänglichen geistigen Gütern seines Volkes zugewandt. Obwohl er mit 18 Jahren in den Krieg zog und bis an sein Ende nur in wenigen, kurzen Pausen aus dem Sattel kam, verfügte er über eine erstaunliche Bildung. Auf seinen Feldzügen führte er stets in besonderm Wagen seine Bücherei mit, die aus erlesenen Werken bestand. Es waren die wichtigsten von Luthers Schriften darunter, ferner des damals bei den reicheren Gemütern beliebten Johann Arnd mystisches „Paradiesesgärtlein“, ferner des Thomas von Kempen „Nachfolge Christi“. Gottfrieds Historische Chronik fand fleißige Benutzung, ferner die Schriften des Tacitus in französischer Ausgabe und Cäsars Gallischer Krieg in der Ursprache. Im Quartier oder im Zelt sah man den Herzog oft bis in die Nacht über den Büchern sitzen.

Man rühmte seine Mäßigkeit in Speise und Trank und — was im wüsten Kriegsleben jener Zeit etwas heißen will — die Reinheit des Lebenswandels; seine Gegner nannten ihn spöttisch den „Keuschen Josef“. Dabei kennen wir seine Empfänglichkeit für Frauenschönheit; die Liebe zu edlen und schönen Frauen spielte in seinem Leben eine Rolle. Seine Menschenkenntnis war ungewöhnlich. Wem er nur zweimal ins Auge geblickt habe, sagte man, den durchschaue er bis auf den Grund der Seele.

Dieser Mann wurde in die Wirren eines Weltkrieges geworfen, in dem sich der Süden gegen den Norden erhob und der Europa von Spanien bis an die Grenzen des noch nicht erwachten Rußland erfaßte. Der Vatikan wollte unbedingt den an die Reformation verlorenen Boden wiedergewinnen. Die Jesuiten waren seine Spürhunde, die in jedes Schloß, jede Ratsstube, jede Kammer drangen; Habsburg war sein Schwert in Deutschland. Ferdinand, Erzherzog in Steiermark und Kärnten, seit 1619 auch Römischer Kaiser der Deutschen Nation, hatte einst geäußert, er wolle lieber über eine Wüste herrschen als über ein Land von Ketzer. Sein Berater und Beichtvater war der Wallone und Jesuit Lamormain. Der Fenstersturz in Prag, der leichtsinnige Zug des pfälzischen Kurfürsten nach Böhmen, um eine Königskrone zu gewinnen, sie waren in diesem Weltbrand nur Episoden, nicht Anlaß, kaum Marksteine.

Der Dreißigjährige Krieg war der Gegenschlag des Südens gegen den Norden. Er war ein Rassenkampf, welcher sich, der Zeit entsprechend, als Glaubenskrieg darstellte. Im Westen trat der Spanier, im Osten der Pole an, den Gustav Adolf schon 1621 in Livland bestand. In meinem Buch „Von Riga bis Lützen“ (Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart) habe ich diese Frage eingehender behandelt. Die klare Linie wurde durch die Haltung Frankreichs verwirrt. Dessen Staatslenker Kardinal Richelieu suchte die katholische Einheit des Landes herzustellen und zerstückte die Macht der Hugonotten, deren Führer Herzog Heinrich Rohan (von A. F. Meyer im „Jürg Jenatsch“ geschildert) der einzige fähige Feldherr Frankreichs war. Aber er sah sein Vaterland durch die Weltmacht Spanien in die Zange genommen. Der Krone Spanien gehörten auch die südlichen Niederlande bis Cambrai (Kamerijk) und Bapaume, gehörte Hochburgund, gehörte Mailand. Vor einem spanischen Ritt auf Paris schauderte jedes französische Herz. Die Beteiligung Spaniens an diesem Weltkrieg drängte Frankreich an die Seite des Nordens; und dieser war zu jener Zeit im Lager der deutschen, schwedischen, dänischen, niederländischen, englischen Protestanten. Vielleicht ließ sich bei guter Gelegenheit das Rheinufer gewinnen; der Franzose fühlt sich hinter Stromschränken sicherer als hinter Gebirgsschränken.

Eine spanische Armee, aus den Niederlanden kommend, marschierte in die Kurpfalz ein. Gellend drang der Schrei ob roher Gewalt in die Nachbarkländer hinüber. Der größere Teil der Fürsten jener Zeit, protestantischer wie katholischer, verbarg seine nackte Erbärmlichkeit nicht; sie duckten sich in dem kindischen Glauben, das von einem Ferdinand und einem bayerischen Maximilian entzündete Wetter werde vorübergehen. Da leuchtet die Gestalt des schon bejahrten

Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach hervor. Er wußte, daß auch sein Land, daß Deutschland verloren sei, wenn niemand der Sturzwelle wehre, die sich aus dem unheilswangern Gewölk ergoß. Er rüstete ein Heer. Seinen Ruf vernahmen die Weimarischen Brüder. Sie zögerten nicht. Alle Mittel der thüringischen Länder wurden zusammengeschart, um Regimenter aufzustellen. An ihrer Spitze setzten sie sich von der Elm auf den Neckar in Marsch. Der 18jährige Bernhard ritt als Offizier im Kürassierregiment eines seiner Brüder. Schon hier hören wir ein erstes Mal von dem körperlichen Leiden, das ihn zuletzt fällen sollte. Doch er überwand es und focht unter dem Mansfelder in der Schlacht von Wiesloch—Mingolsheim (1622). Markgraf Georg Friedrich, der sich zu spät in Marsch gesetzt hatte, zog auf Wimpfen, wo er den vereinigten Spaniern und Kaiserlichen eine unglückliche Schlacht lieferte, die ihn sein Land kostete. Der aufrechte Mann hat sich aber nicht untergeduckt wie so viele andere. Bernhard von Weimar focht unter Georg Friedrich bei Wimpfen.

Ich kann hier nicht Bernhards wechselvolle Kriegsschicksale in den folgenden 15 Jahren schildern und verweise auf meinen „Reiter Gottes; ein Lebensbild aus den Glaubenskriegen“ (J. f. Steinkopf, Stuttgart). Ich hebe nur heraus, was für die Entwicklung Bernhards und sein späteres Ringen um Breisgau und Elsaß entscheidend wurde.

Mit Christian von Halberstadt, der nicht nur der Tolle, sondern auch ein Streiter um Deutschland war, vor Tilly ausweichend, gelangte Bernhard nach der Schlacht um Stadtlohn in die nördlichen Niederlande, die auch an dem großen Ringen beteiligt waren und die Front gegen die Spanier hielten. Es war das Land und das Volk des großen Schweigers, des Wilhelmus von Nassauen. Nach seinem Tode leiteten seine Söhne Moritz und Friedrich Heinrich den Kampf. Beide waren Soldaten von Rang, und Bernhard fand bei ihnen die Schule des Feldherrn; vor Herzogenbusch erlernte er auch die Belagerungskunst, in der Friedrich Heinrich Meister war. Aber er fand mehr: Die Gedankenwelt und die staatsmännische, die volkbauende Leistung des großen Oraniers, des Wilhelmus von Nassauen. Dieser lehrte die Niederländer, im Menschen gleichen Blutes und gleicher Sprache zuerst den Volksgenossen zu sehen, gleichviel in welcher Form er seinen Glauben bekannte. Er duldet Katholiken und Protestanten, wenn sie dem Vaterland gaben, was ihm gebührt. Er schuf an den Mündungen von Rhein, Maas und Schelde ein Volk. Hier fiel in einer Zeit blutiger Glaubensverfolgung der große Gedanke der Duldung in Bernhards Seele, und er sollte hernach in ihm Früchte tragen.

Herzog Bernhard von Weimar sollte noch einen großen militärischen und staatsmännischen Lehrer finden. Sein genialer Gegner Wallenstein hatte ihm beim Kaiser die Amnestie erwirkt. Er kehrte nach Weimar zurück. Wallenstein und Tilly, und in Oberösterreich Pappenheim, hatten die Protestanten zusammengeschnitten. Der Kaiser nützte auf Lamormains Rat die Lage, das berühmte Restitutionsedikt zu erlassen. Nun erschien König Gustav Adolf von Schweden, der in dem Weltringen seit 1623 die Front

an Düna, Memel und Weichsel gehalten, an der Oder und drang bis zur Elbe vor, wo er bei Werben ein festes Lager bezog. Die evangelischen Stände, von Habsburg und den Jesuiten auf den Tod bedrängt, wagten doch den Anschluß nicht. Die allgemeine Feigheit der Zeit hinderte sie. Nur die Stadt Magdeburg bekannte sich zum König, und dazu zwei junge deutsche Fürsten, die sich im Angesicht der Wartburg trafen und berieten: Herzog Bernhard von Weimar und Landgraf Wilhelm von Hessen, dessen Gemahlin Amalie, die Enkelin des großen Schweigers, die hochsinnigste Frau der Zeit war. Bernhard ritt in das Lager von Werben und gewann bald in Gustav Adolf den ältern Freund.

In den Schlachten von Jüßen und von Nürnberg bewährte Bernhard sich als Feldherr. Dann aber kam es zum Konflikt. Bernhard wollte auf Wien marschieren, wo allein der Friede zu erzwingen war. Auch waren die oberösterreichischen Bauern zu neuem Freiheitskampf bereit. Gustav Adolf war unschlüssig; er fand sich in der verworrenen deutschen Lage nicht mehr zurecht. Bernhard schied als General der schwedischen Krone aus. Aber er blieb als Führer der eigenen Regimenter beim König. So zog er in die Schlacht von Lützen.

Der König fiel. Verwirrung in den schwankenden schwedischen Reihen. Die Schlacht schien verloren. Ohne Ruf und Auftrag riß Bernhard den Oberbefehl an sich. Er zerschlug Wallensteins Zentrum, er zerschmetterte die frische Armee Pappenheims, er eroberte die feindliche Artillerie. Wallenstein räumte in der Nacht das Schlachtfeld und zog sich nach Böhmen zurück. Bernhard von Weimar, nun 28 Jahre alt, hatte den gefürchtetsten Feldherrn der Zeit und eine weit überlegene Armee geschlagen. Die Truppen jubelten ihm zu. Zum erstenmal in diesem nun 14 Jahre währenden Krieg sahen Deutsche den Führer, der aus ihrer Mitte erstanden. Doch der schwedische Kanzler Örenstierna, nicht großsinnig wie sein König, sondern um kleinliche Vorteile rechnend, teilte das Heer in vier Armeen auf und gab eine an Bernhard. Niemand dachte mehr an den Marsch auf Wien als dieser. Er eroberte das ungemein stark befestigte Regensburg. Die überwiegend evangelische Bevölkerung begrüßte ihn als Befreier. Örenstierna schuf ihm aus den Bistümern Bamberg und Würzburg ein Herzogtum Franken. Bernhard hoffte so einen stärkern Rückhalt für seinen Kampf um Deutschland zu gewinnen. Aber er verlor gegen die Heere Wiens und Madrids die Schlacht von Nördlingen. Verwundet rettete er sich nach Rannstatt.

So verhängnisvoll die Niederlage für Deutschland war, Bernhards Geschick wurde in der Folge mit dem Oberrhein verkettet, er sollte hier seinen höchsten Ruhm gewinnen. Er verlor das Herzogtum Franken. In Mainz sammelte er die Trümmer der Armee. Ohne Hilfe an Geld, Waffen, Munition, Bekleidung, Verpflegung lagen hier die neu sich bildenden Regimenter. Die Truppen aßen im August die unreifen Trauben von den Reben und erkrankten an der Ruhr. Bernhard war ein Feldherr ohne Heer. Aus dieser verzweifelten Lage sollte sein Genie den Aufstieg erzwingen, der ohnegleichen war.

Nach der Schlacht von Nördlingen wurde für Frank-

reich die spanische Gefahr wieder drohend. Das siegreiche spanische Heer zog in die Niederlande. Diese Lage suchte das Heilbronner Bündnis der evangelischen Stände Oberdeutschlands, das sich schutzlos sah, zu nützen. Es schloß einen Hilfsvertrag mit Frankreich, das Truppen und Geld versprach, dem man dafür die Besetzung des Elsaß bis zum allgemeinen Friedensschluß zugestand. Kardinal Richelieu ließ französische Truppen in das Elsaß einrücken und erklärte dann kaltlächelnd, diese seien unlustig, über den Rhein zu gehen. Auch zeigte sich das französische Gold nicht bereit, diesen Weg zu nehmen. Doch das Elsaß war verloren, und das Heilbronner Bündnis sah sich geprellt. In seiner Not erinnerte es sich des Herzogs von Weimar und schickte eine Gesandtschaft zu ihm. Man bat ihn, das Amt eines Generalissimus des Heilbronner Bündnisses zu übernehmen. Den Oberbefehl über wen, über was? Die Herren wußten auf diese Frage keine Antwort. Und doch sagte Bernhard zu. Er gewann einen Rechtstitel, mit dem König von Frankreich auf gleichem Fuß zu verhandeln. Er kannte dessen Nöte. König Ludwig hatte Soldaten und Geld, aber keinen Feldherrn. Bernhard bot ihm seinen Degen an, er wolle ihm einen Reiterdienst tun, um ihm gegen seine Bedränger Luft zu schaffen. Als Gegenleistung forderte er für den spätern Feldzug in Deutschland Truppen und Geld; doch er verlangte mehr: Daß der König von Frankreich ihn als Landesheerrn in den habsburgischen Besitzungen am Oberrhein anerkenne, also im Sundgau, im Elsaß, im Breisgau mit Breisach und Freiburg, in den vier Waldstädten Rheinfelden, Waldshut, Säckingen, Laufenburg, im heut schweizerischen, doch damals österreichischen Fricktal. Den Kardinal Richelieu kam diese Forderung hart an, doch der Herzog von Weimar war unerbittlich, er mußte nachgeben. Bernhard von Weimar hat hernach das Elsaß an Deutschland zurückgebracht und das eine natürliche Einheit bildende Land zwischen Schwarzwald und Wasgenwald erneut zusammengefügt.

Auf einem meisterhaften Rückzug, der von der Kriegsgeschichte gefeiert wird, führte der Herzog seine Franken, ausgemergelten Truppen von Mainz über den Zunsrück und die Saar nach Metz, immer von einer überlegenen habsburgischen Armee unter Gallas bedrängt. Underthhalb Jahre kämpfte er auf dem Boden Frankreichs. Deutschland lag in dieser Zeit, nach dem Prager Frieden, unter der Faust des Habsburgers. Die Kurpfalz war verloren, die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg hatten sich unterworfen, auch Bernhards Bruder Wilhelm, der regierende Herzog von Sachsen-Weimar. Wilhelm von Hessen war landflüchtig und starb in der Fremde. Nur einer hielt das Banner hoch: Herzog Bernhard. Er sollte der Retter der deutschen Freiheit werden. Ohne sein Ausharren hätte sich weder später Brandenburg-Preußen erheben können, noch hätte sich mit Herder, Goethe, Schiller und Kleist die Blüte deutscher Dichtung entfaltet. Bernhard entsandte seine Werber nach Deutschland und ließ die geworbenen treuen Burschen auf Schleichwegen über den Rhein bringen.

Endlich hatte er 1637 eine Armee zuverlässiger deutscher Soldaten zusammen. Da brach er in das Elsaß vor. In Wien rief man sich verdutzt die Augen.

Zwischen Straßburg und Breisach bildete der Rhein bei Rheinau eine Anzahl Inseln, die den Übergang erleichterten. Hier schlugen die Weimarischen Schiffsbrücken. Sie überschritten den Rhein und warfen in der Nähe von Kappel (in der Höhe von Lahr) mächtige Schanzen auf. Der ligistische General Johann von Werth, der Schwarze Hans genannt, eine prachtvolle Reiterfigur, führte seine Armee heran und griff Bernhard an, doch erfolglos. Als er sich zurückzog, brach der Herzog vor und schlug ihn bei Ettenheim (1637). Der tüchtige General war seinem genialen Gegner nicht gewachsen. Bernhard konnte aber seinen Sieg nicht ausnützen. Aus den Rheinsümpfen standen Fieber auf, die einen erheblichen Teil seiner Truppen niederlegten. Als sich dann der Gegner bedeutend verstärkte, mußte er zurückgehen. So blieb der Feldzug dieses Jahres erfolglos. Bernhard setzte wieder über den Rhein und marschierte das Elsaß aufwärts, von der starken kaiserlichen Besatzung Breisachs ungeschoren. Er führte seine Armee in das Distum Basel und bezog um Delsberg Winterquartiere. In der wohlhabenden Landschaft erholten sich seine Truppen.

Nun stießen zwei der hervorragenden Männer der Zeit zu ihm: Der aus seiner Heimat verbannte Herzog Heinrich von Rohan, in dem das nordische Blut der Ahnen mächtig war und der deshalb von dem Frankreich Richelieu mit tödlichem Haß verfolgt wurde, und der Obrist der Bernischen Truppen Hans Ludwig von Erlach, den Schiller so arg verzeichnet hat. Er war wohl der letzte große Schweizer, welcher erkannte, daß das Schicksal seiner Heimat unlösbar in jenes des deutschen Mutterlandes geborgen ist. Er hatte in diesem Weltringen schon in hervorragender Stellung unter Gustav Adolf in Livland gegen die Polen gefochten. Jetzt sah er, wie Rohan, unter den Fahnen Bernhards von Weimar die Zukunft Deutschlands und die Gewähr für die Glaubensfreiheit. Der Herzog ernannte ihn zu seinem Generalmajor — wir würden das heute Generalstabschef nennen.

Im kalten Hartung des Jahres 1638 führte Bernhard seine Armee überraschend aus den Quartieren. Er umlegte Rheinfelden, das damals eine starke habsburgische Festung war, und führte den andern Teil seiner Regimente bei Laufenburg über die Rheinbrücke. Darauf marschierte er westwärts, um Rheinfelden auch über den Rhein anzugreifen. Die bequemen Deutschordensherren von Schloß Beuggen schickte er nach Rheinfelden; er selbst bezog in Beuggen Quartier. Johann von Werth, der eben in Augsburg eine Salzwunde ausheilte, führte die ligistische Armee in Eilmärschen heran; mit dieser marschierte eine habsburgische Armee unter dem Herzog von Savelli, einem Südtaliener. Den weit überlegenen Kräften waren die wenigen Regimente Bernhards nicht gewachsen. Er wurde geschlagen. Die Ligisten und die Habsburgischen feierten in Rheinfelden ein ausgiebiges Siegesfest. Der Herzog von Rohan hatte die Todeswunde empfangen.

Bernhard führte seine Truppen auf Waldshut zurück. Dort verstärkte er die Armee durch Regimente, die er über den Rhein heranzog. Überraschend brach er wieder vor, gegen jedes Erwarten griff er den Gegner bei Nollingen vor Rheinfelden nochmals an. Savelli

war verdutzt, selbst Johann von Werth konnte nicht mehr als dreinschlagen. So vollständig war Bernhards Sieg, daß beide Feldherren samt ihren Stäben und fast alle höheren Offizieren in seine Hand fielen, daß ihre Armeen sich in Atome auflösten. Savelli entschlüpfte später trotz seines Ehrenwortes aus der Gefangenschaft. Noch im Winter nahm Bernhard Rheinfelden, auf Ostern Freiburg. Ehrfürchtig stand er hier im Münster. Er brachte die Hünninger Schanze an sich und öffnete sich damit die Schiffahrt von Basel bis vor Breisach.

Die nun folgende Belagerung Breisachs, die sich bis gegen Weihnachten hinzog, war einer der genialsten strategischen Züge, welche der Dreißigjährige Krieg gesehen hat. Dieser hatte auch nach den unbestrittensten Siegen kein Ende gefunden, weil es niemals möglich war, einen geschlagenen Gegner auf der Verfolgung zu vernichten, wie es später Gneisenau nach der Schlacht von Waterloo mit Napoleon gelang. Verwüstete und ausgezogene Landstriche waren auch für siegreiche Heere ein schwer überschreitbares Hindernis. Der Geschlagene vermochte sich immer wieder zu erholen. Bernhard suchte einen Ausweg und fand ihn. Breisach galt damals als die stärkste Festung Europas. Kaiser Ferdinand hatte sie mit den vollkommensten und weitesttragenden Geschützen der Zeit überreich bestücken lassen. Breisach deckte den einzig sichern Übergang über den Rhein zwischen Straßburg und Basel. Der Kommandant Freiherr von Reinach galt als ein finster entschlossener Mann. Wenn Bernhard sich nun vor die Veste legte, ohne sie zu stürmen, so mußten Kaiser und Liga sie unter allen Umständen zu entsetzen suchen; sie mußten also dem Weimarer ihre Heere dort an die Klinge liefern, wo seine Truppen nicht durch lange Märsche ermüdet waren und wo ihm alle Hilfsmittel zur Verfügung standen. Daß diese nicht fehlten, dafür hatte er durch ein Abkommen mit den Kantonen Basel, Bern und Zürich gesorgt, das Erlach vermittelt hatte. Die Schweiz griff hier also noch einmal in die deutschen Geschicke ein. Die Folgezeit lehrte, daß Bernhard sich nicht verrechnet hat.

Noch Ende Juli wollte man die Speicher Breisachs auffüllen. Tausend Wagen, hoch beladen mit Mehl und anderen Lebensmitteln, zogen durch das Kinzigtal heran, geleitet von einer ligistischen Armee unter dem Grafen Götz und einer kaiserlichen unter Savelli. Bernhard zog ihnen entgegen. Er nahm unweit Ettenheim auf Schloß Mahlberg Quartier, das mitten in der Rheinebene auf vulkanischem Basaltkegel liegt. Die gegnerischen Feldherren hatten im Kloster Schuttern Quartier bezogen. Andern Tags nahmen ihre Armeen auf den Höhen hinter Friesenheim Stellung. Als Bernhards Armee anmarschierte, steckten sie Friesenheim in Brand. Der Rauch machte die Lage unübersichtlich. Bernhard zog sich auf Mahlberg zurück. Götz und Savelli glaubten danach, er wage nicht, ihre überlegene Macht anzugreifen. Sie setzten sich andern Tags in Marsch auf Kappel, um dort den Proviant in Schiffe zu verladen. Savellis Armee hatte die Spitze; darauf folgten die tausend Proviantwagen; den Beschluß machte die Armee des Grafen Götz. Zur Linken deckte der für undurchdringlich gehaltene Kaiserwald den Zug, zur Rechten der Auwald

des Rheins. Jeder Feldherr mußte damals seine Regimenter in geschlossenen Verbänden fechten lassen, weil er anders seiner Söldner nicht sicher war. Bernhards Truppen fochten aber für eine Idee, für Deutschland, und sie hingen mit unbeschränkter Liebe an ihrem Führer. Er durfte es wagen, sie in aufgelöster Gefechtsordnung durch den Kaiserwald dringen zu lassen. Jenseits stand er auf wenige hundert Schritte vor Savelli. Im Angesicht des verdutzten Italieners ordnete er seine Verbände. Er umging die feindliche Spitze und stürzte sich auf den Gegner. Savelli wurde gänzlich geschlagen. Der tapfere Götz marschierte in aller Eile auf den Gefechtslärm zu. Er wurde in die Niederlage hineingezogen. Beide Feldherren retteten nur Trümmer ihrer Armeen. Tausend hochbeladene Wagen waren die Beute der Weimaraner. Damit war Breisach künftigen Hungers preisgegeben.

Im Herbst lag Bernhard zu Kolmar krank. Eine fiebrige Gallenentzündung quälte ihn, sein altes Leiden. Die Ärzte ließen keine Meldung zu ihm durch. Von drei Seiten rückten Entsatzarmeen heran: Aus Burgund führte der Herzog von Lothringen eine Armee vor, den Rhein herauf der Herzog von Savelli und über den Schwarzwald Graf Götz. Erlach vermochte sich der Übermacht nicht zu erwehren. In der höchsten Not drang er zu Bernhard vor. Dieser traf sofort seine Anordnungen. Aus allen Fronten zog er Regimenter und beordnete sie nach Heiligenkreuz südlich Kolmar. Andern Tags erhob sich der fieberkranke Mann vom Lager und ließ sich den Kappen vorführen, den außer ihm niemand bändigte. Er hielt vor seinem Stabe selbst den Gottesdienst und ritt zu seinen Truppen. Von Heiligenkreuz führte er sie südwärts. Er begegnete dem Lothringer auf dem Ochsenfeld bei Thann und schlug ihn vernichtend. Er hatte seinen Regimenter vorangestritten. Nach der Schlacht ließ er sich erschöpft im Wagen fortführen. Er übernachtete in Ensisheim. Dort ereilte ihn die Nachricht, daß Götz über die Höhen des Schwarzwaldes gestiegen sei und Freiburg südlich umgangen habe. Also stand er dicht vor Breisach. Bernhard ließ sich sogleich dorthin fahren. Noch traf er letzte Anordnungen, da stand Götz schon vor seinen weitgedehnten und schwach besetzten Gräben. Der Gegner drang ein; schon hoffte Reinach auf den Entsatz. Doch Bernhard führte seine letzten Regimenter selbst zum Gegenangriff. Auch Götz wurde gänzlich geschlagen und führte nur Trümmer über den Schwarzwald zurück. Savelli wagte keinen Angriff mehr.

Grauenhaft waren die Leiden von Besatzung und Bevölkerung Breisachs, da Reinach die Veste bis zur letzten Stunde hielt. Der Menschenfraß gierte durch die Gassen. Ich habe diese Leiden in meinem „Reiter Gottes“ auf Grund der Quellen geschildert. Kurz vor Weihnachten 1638 mußte Reinach sich in das Unabänderliche schicken. Bernhard gewährte der tapfern Besatzung ehrenvollen Abzug. Schiffe mit allem nötigen Bedarf lagen auf dem Rhein bereit, um den Hunger der Bürgerschaft zu stillen. Breisach wurde die Hauptstadt des neuen deutschen Herzogtums am Oberrhein. Die erste Sorge des Landesherrn galt der Wiederherstellung des in langen Kriegsjahren verwüsteten Breisgaus. Evangelische und Katholische galten ihm gleich,

er sah in ihnen nur Deutsche. Er hatte einst zu den katholischen Würzburger Ratsherren gesprochen: „Von mir soll und wird niemand in seinem Gewissen geängstigt und beschwert werden; denn ich will mir hierin keine Verantwortlichkeit vor Gott aufladen.“ Danach handelte er in seinem jungen Staat. Er hatte noch vor kurzem gesagt, „er sei in seinem Gewissen versichert, daß er des Herrn Krieg führe“, und ein andermal, „daß er niemand verpflichtet sei als Gott und seinem Vaterlande“. Man hörte in jener Zeit viele fromme Phrasen; aus Bernhards Worten spricht stets das Gewissen, welches sich vor Gott gestellt weiß. Als Breisach gefallen war, erschien der Führer der französischen Hilfstruppen — es waren zumeist deutsche Landsknechte — vor dem Herzog, um zu fordern, daß dieser seine Eroberungen, also auch das Elsaß, unter die Oberhoheit des Königs von Frankreich stelle. Bernhard lehnte schroff ab. Auch nicht ein deutsches Dorf würde er jenem überlassen! Er duldet auch nicht, daß die französischen Regimente an dem Einmarsch in Breisach teilnahmen.

Das Land am Oberrhein war in den wechselnden Kämpfen des Dreißigjährigen Krieges grauenhaft verwüstet worden. Der „Simplizissimus“ des Grimelshausen läßt uns von den Leiden einiges ahnen. Bernhard traf die notwendigen Anordnungen, um einen neuen Aufbau einzuleiten, und setzte die Männer ein, welche sie durchführen sollten. Seine Aufgabe war es, dem Krieg ein Ende zu machen und Deutschlands Freiheit zu sichern. Er mußte Maximilian und Ferdinand, nun der Dritte, da der Zweite inzwischen verstorben war, niederringen. Er wußte jetzt, wie in allen Jahren, daß der Friede nur in Wien zu erzwingen war. Doch vorher galt es, sich vor dem Feind im Rücken zu sichern. Das war Frankreich. Es trachtete nach dem Rhein, nach der Oberhoheit über Breisach. Noch im Winter unternahm Bernhard einen Feldzug nach Hochburgund, welches der Krone Spanien gehörte, aber französisch besiedelt war. Er eroberte es in kurzem Siegeslauf und bot es Frankreich an, wenn es sich verpflichte, seine Herrschaft im Elsaß nicht anzutasten.

Im Rücken gesichert, glaubte der Herzog, im Sommer 1639 auf Wien marschieren zu dürfen. Angesichts der partikularistisch-schwedischen Politik Oxenstiernas hatte er die Verbindung zu diesem lange abreißen lassen. Jetzt wollte er die Schweden, die im Norden Deutschlands große Erfolge errungen hatten und unter Banier bereits vor Prag standen, nützen. Er vereinbarte mit Banier, daß auch dieser auf Wien ziehe. Mit gefährlichem Widerstand war nicht zu rechnen. Die kaiserlichen und die ligistischen Armeen waren besiegt und größtenteils aufgelöst. Die 1626 durch Pappenheim niedergeschlagenen oberösterreichischen Bauern zeigten sich zu abermaliger Erhebung bereit. Ganz Österreich, Steiermark, Kärnten waren bis vor kurzem protestantisch gewesen und sezten unter dem Druck Sabburgs und der Jesuiten. In Wien war eine Kaiserkrone zu holen. Flugblätter dieser Monate, vor allem in Straßburg gedruckt und in ganz Oberdeutschland verbreitet, kündeten von Herzog Bernhard als dem kommenden Kaiser. Die deutschen Vaterlandsfreunde, trotz aller Not noch immer in ganz Deutschland wach,

träumten davon, daß dieser Heldenjüngling, den Ottonen und den Staufern gleich, den Glanz der deutschen Krone erneuern werde. Schon verglich man ihn Hermann dem Befreier.

Nach der Sonnenwende des Jahres 1639 marschierten Bernhards aus Hochburgund kommende Truppen durch den Sundgau heran. Auf den Schiffsbrücken von Neuenburg und Breisach sollten sie den Rhein überschreiten. Bernhard verweilte noch in der Zünninger Schanze vor Basel. Bei der Überfahrt war im Rhein vor seinen Augen das Fährboot mit dem Wagen versunken, der seine Bücher enthielt. Sein Schmerz war so grenzenlos, daß seine Begleitung unruhig wurde. Er warf sich auf das Lager und erhob sich nicht mehr. Die Leibärzte ordneten seine Überführung nach Breisach an, wo größere Hilfsmittel zur Verfügung standen. Sie hatten erkannt, daß das alte Leiden, doch in heftigster Form, wiedergekehrt war. Man verbrachte den Herzog auf ein Schiff. Im heißen Sonnenbrand fuhr es unter dem Isteiner Klotz hin. Der Kranke ertrug die Hitze, die Beunruhigung durch die Rheinschnafen nicht. Man lud ihn in Neuenburg aus. Dort — man weiß nicht einmal mehr das Haus zu zeigen — verhauchte er sein Leben. Die Worte, welche ich ihm im „Reiter Gottes“ sterbend sprechen lasse, sind geschichtlich beglaubigt. Sie zeugen von der Reinheit und Gottgebundenheit seines Wesens.

Man hat behauptet, daß der Leibarzt des Herzogs, der Franzose und Calvinist Blandini aus Genf, ihm Gift gereicht habe. In Freiburg war eben noch ein Mann gerichtet worden, der den Auftrag hatte, den Herzog zu beseitigen; eine ganze Anzahl von Mördern war von Hochburgund her ausgesandt worden. Trotzdem ist die Annahme des Giftmordes nicht haltbar. Ich sammelte die zahlreichen Nachrichten über Bernhards letzte Krankheit und seinen Tod und legte sie berufener medizinischer Stelle vor. Der Befund lautete: Durchgebrochene Gallenvereiterung mit hinzutretener Lungenentzündung, ganz eindeutig. Das deutsche Volk hatte seinen Führer zu spät erkannt; er opferte sich für Deutschland hin, ehe er an das Ziel gelangte. Im Münster zu Breisach wurde vor seinem Sarge das Wort gesprochen: „Gehe nun hin, du armes Deutschland, und weine bitterlich!“ Die Leichenrede ist im Basler Druck erhalten. Sechzehn Jahre stand der Sarg im Breisacher Münster; dann ließen im ruhig gewordenen Land die Brüder die sterblichen Reste des Helden in die Heimat überführen. In der Stadtkirche zu Weimar, unter der Kanzel, von welcher später Herder predigte, wurden sie beigelegt. Am Oberrhein erinnert kein Denkmal an den deutschen Herzog, nicht an der Stätte seiner Siege, nicht am Ort seines Todes.

Der Zug auf Wien unterblieb. Der unselige Krieg sollte noch neun endlose Jahre hindurch das Vaterland verheeren. Erlach ließ das Elsaß abermals an Frankreich verloren gehen, nicht aus Verrat und bösem Willen. Er war Diplomat und Soldat von Rang. Aber ihm fehlte das Genie Bernhards, das auch in der bedrängtesten Lage noch Aushilfen findet. Bernhards Tod brachte über den deutschen Oberrhein eine ähnliche tragische Stunde wie die Schlacht bei Tannenberg 1410 über das Land an der Weichsel.

# Drei unveröffentlichte Briefe von Hans Thoma.

Karlsruhe 1 August 1914

Sehr geehrter Herr Professor<sup>1</sup>

Ich wollte und sollte Ihnen schon lange danken für das schöne Lesebuch jedoch es war immer so vieles vorhanden was mich nicht dazu kommen ließ nichts wichtiges aber doch so daß ein 75jähriger es nicht leicht überwindet. Meine Schwester und ich machten die Zeit über öfters kleinere mehrtägige Ausflüge, gar schön war es bei Freund Daur in Oetlingen mit dem wir eine schöne Wagenfahrt Rheinabwärts über Istein Rheinweiler durch das friedlich schöne Markgräflerland machten. Friedlich war es noch trotz dem Isteiner Klotz und jetzt wird es von Waffen strotzen.

Mich haben diese ängstlich bangen Tage wie gelähmt und mir das bischen Unternehmungslust das ich noch hatte weggeraubt. — Nun kann ich nur in stumm betender Erwartung vor mich hinbrüten den das Aufblühen einer Thätigkeit die ja so ein Kriegszustand hervorrufen kann ist ja für mich nicht mehr vorhanden. — Das Gefühl der hereindringenden Zerstörung auch gar nichts entgegenzusetzen zu können nicht einmal seinen letzten Lebenskampf ist schmerzlich

Was wir uns jetzt alle wünschen die dem Vaterland angehören; daß wir durch all die Fluten die hereindringen glücklich hindurchkommen das wünsche ich auch Ihnen. Ruhiges Vertrauen mag auch in unserer Zeit eine siegreiche Geisteskraft sein

Mit freundlichen Grüßen und hochachtungsvoll

Ihr ergebener

Hans Thoma

Karlsruhe 14 Mai 1917

Hochverehrter Herr Professor Kösch!

Auf Ihre freundlichen Zeilen im Januar kam ich immer nicht dazu zu danken — drum will ich aber den Dank für Ihren jetzigen Brief nicht auf die lange Bank schieben.

Der Krieg im Bunde mit meinem Alter haben so allmählig meine Nervenkräfte zermürbt so daß es mir oft recht schwer wird einen Brief zu schreiben Ich erkenne die ganze Ungeheuerlichkeit des Schicksals an das über Deutschland gekommen ist und als alter Mann scheidet sich aus und erwarte alles was noch kommen mag in stummer Ergebung — Lange kann es ja nicht mehr gehen weder mit dem Krieg noch mit mir. Ich scheidet ja jetzt bald genug aus — aber ich glaube an die siegreiche Macht des deutschen Geistes und hoffe auf die Unsterblichkeit der deutschen Volksseele, die von der Feindschaft der ganzen Welt nicht

<sup>1</sup> Die Briefe sind an Herrn Professor Hermann Kösch, Heidelberg, Hainsbachweg 2, gerichtet. Für die freundliche Überlassung sei ihm an dieser Stelle gedankt.

vernichtet werden kann — vorausgesetzt daß etwas mehr gemeinsame Liebe die innern Zerklüftungen überbrückt.

Wir wissen ja wieviel an letztem noch zu wünschen übrig bleibt.

Doch hoffen und bitten wir, daß über alles hinaus Gottes Segen über Deutschland walten möge — dann werden äußere und innere Feinde es nicht besiegen. Mit freundlichem Gruß und allen guten Wünschen

Ihr

Hans Thoma

Karlsruhe 7. Oktober 1918

Lieber Herr Kösch

Jo de Weltkrieg! was wend doch au die feuf Jahr bedüte von dene me jetzt e so groß Wese macht — Do chönnt i no ganz andersch verzehle vom Weltkrieg, i hane doch scho bald achzig Jahr mitgmacht und mi Büchli wo i mi so no der seelige Ruh sehn, wos mi planget, daß de Krieg bald z'End goh möcht, chönne mini liebe fründ wohl verstoh — es isch doch eigetli en Klagruf durch den i hoff, daß dr lieb Gott mi doch bald us dem Durenand reklamiere wird und für mi am en Ort e Saimetspöstli bereit hät — wo i villicht au no z'bruche bi — den do im Felddienst Poste stoh und böse Gaischter ab'zwehre das sind Strapaze dene i nümme gwachse bi und wenn me mit böse Geistere kämpft so kriegt me doch au menge Krezer is Gsicht und anderswo hin und schliefli isch au no Gfohr vorhande daß me au no öbbis vo de Maniere und Gwohnete vo denen animmt mit dene me Kämpfe muß — denn di Raibe sind listig und könne ein schmeichle und vorrede, könne ein alüge daß me gar nümme weiß was gut und bös, was obe und unte isch, de Tüfel weiß si z'schmücke daß me ihn gar nümme könt — Je länger es goht je meh verleidets eim, me isch nümme z'friede mit dem kurze Urlaub der eim ja wohl i der lange Zit z'teil wird, wo ne Art Waffestillstand zwischen Gut und Bös stattfindet, wo me fast meint me chönt hinter die Beide cho und chönnt i der Art Friede herstelle — aber das ist nüt sie hend enander bald wieder a de Soore —

Das isch jo au de eigetli Grund worum i so Büchli schrieb i streb no eme Kuipöstli in der Saimat. — Die Büchli sind jo eigetli au Igabe an s' Generalkommando um Befreiung vom Dienst. — Achtzig Jahr isch e Wort.

Aber nu willi schliesse; es thät mi recht freue wenn Sie mit Ihrem Sohn zu mer cho täte, so will i mache daß der Brief jetzt furtchunt. —

Mit freundlichem Gruß

Ihr ergebener

Hans Thoma

Gesetzt, Hermann Eris Busse wäre nur der Leiter des Vereins „Badische Heimat“ und nur der Herausgeber von dessen Jahressgaben, Zeitschriften, Kalendern, — so wäre damit eine gestaltende Leistung durch lange und sehr schwere Jahre hindurch geleistet, die allein schon in mehr als nur einem Sinne künstlerisch-gestaltend zu nennen wäre: denn die Kunst der Menschenbehandlung, die Kunst der Finanzgebarung in böser Zeit, die Kunst, alles echt Volkstümliche zu sammeln und selber darzustellen oder darstellen zu lassen in einer Zeit, welche solche Dinge kaum achtete und gerne der Fremdenverkehrswerbung überschrieb. . . . dies alles zusammen wäre ein Werk, das einen vielleicht nicht dichterischen, wohl aber volkskundlich, literarisch und organisatorisch Begabten durchaus ausfüllen könnte. Busse aber ist mehr, als „nur“ das, und daß er das ist, schuf ihm sicherlich manche schwere Stunde. Denn allzuleicht frist der Vordergrund der vielen Tage mit ihrer Einzelmühe jene große Besinnlichkeit, welche der haben muß, dem es auf künstlerisch-dichterische Gestaltung ankommt; und gar leicht wird ein Mann, der anderweitig im öffentlichen Leben seines Landes, seiner Heimat und seines Reichs steht, überwiegend als nur der von den Menschen genommen, nicht aber als jener, auf den es ihm wohl ebensosehr, gar mehr, ankommt. Hermann Eris Busse ist aber ein Dichter, der viel zu sagen hat; die Antike und nach ihr Hölderlin forderten kategorisch, daß der Dichter neben dieser seiner Hauptarbeit auch noch eine „mechanische“ haben müsse, d. h. eine überwiegend bürgerliche Verrichtung, die in anderer Art und Weise als Dichtwerk dem Ganzen seines Volkes und Stammes zugute käme; Busse hat solche „mechanische“, und daß er sie hat, ist seinem Dichtwerk ebenso gut bekommen, wie die Teilnahme am großen Krieg, welche ihn von einigen jugendlichen Vorkriegsdichtungen des jungen Mannes schied, und die ihm den Blick in den Ernst alles Seins ausgiebig schuf. Denn der Künstler muß nicht bloß um seinen Stoff ringen und um dessen Formung und Gestaltung. Er muß auch nach seinem Werk trachten, d. h. darum, daß es als solches überhaupt gelinge, in Schuß und Schwung käme und sich ründe, früher oder später.

Mit einer Malerbiographie über „Hermann Daur“ beginnt 1924 die Reihe der bussischen Veröffentlichungen; das ist keine kritische Darstellung mit allerlei Seitenblicken in Geschichte und Ästhetik, sondern eine feine und stellenweise geschliffene Lobrede auf einen alemannischen Maler, der seiner Landschaft naheblieb und dem Charakter der Leute am Oberrhein und bis zum letzten Atemzug in ihrer werkte, weil außerhalb

ihrer ein Sein ihm nicht fruchtbar schien. Später, 1931, hat Busse in ähnlicher Weise einen anderen Maler, Hans Adolf Bühler, zu einer lichtvollen Darstellung gebracht; wiederum ein Stück Landschaft, bei Daur viel Hogenwald, bei Bühler viel Kaiserstuhl. Wiederum ein zartes Buch, zart im Lob, aber auch zart im Tadel, und gelinde daherfahrend, wenn z. B. die sehr unstrittene Frage der „Ausmalung“ des Karlsruher Rathauses allzu knapp gestreift wird. Eine dritte Arbeit dieser Art wird demnächst erscheinen, über Hans Thoma, — und es steht zu erwarten, daß diese drei Arbeiten innerlich eine Runde haben: jene, daß gezeigt wird, wie sich der Künstler aus seiner Landschaft heraus zum Licht hebt, und wie er, dem Antaios gleichend, seine Kraft aus seiner Erde saugt. Busse versteht es, geschickt darzustellen, er nimmt sich, dem Leben gegenüber, Zeit, und das ist ein Stück Dichtertum: denn wem es eilt, der ist nicht geschickt zu diesem Reiche Gottes; wer „pressiert“ ist, dem fehlt die schwellende Kraft, wachsen zu können und dem Wachstum Dritter dankbar und wohlwollend zuzuschauen.

1926 erschienen „Novellen“ — frühe Arbeiten, etwas grell da und dort, voll Eifer, ja, etwas verschwenderisch in Motivwahl und Ausführung; die schöne Kunst des Weglassens, des schweigenden Aussagens — sie mußte noch mehr gelernt werden. Damit sollen diese Novellen nicht schlecht gemacht werden, etwa, weil sie früh in der Liste stehen; durchaus nicht, sie sind nur noch voll grellen Nachzitterns der Kriegsjahre, sie sind in mancherlei Psychologie befangen, die zwar auch dazu gehört und ohne welche ein Dichter nicht bestünde; aber man sieht diese Psychologie sehr deutlich, und das ist weniger nötig; immerhin, man versuche, solche Novellen zu schreiben, um bald zu sehen, daß das nicht leicht ist; schon in diesen Erzählungen kommt Bauertum vor; aber es ist noch wissensbeladen, und es ist reizvoll, zu beobachten, wie im Laufe der Jahre Busses Bauern wirklich werden, was sie sind, und wie seine Darstellung des Bäuerlichen von Werk zu Werk einfacher, d. h. wahrer wird. In den Jahren 1911—1923 entstand langsam die große Romantrilogie „Bauernadel“, die dann 1930 erschien; es sind drei Romane, die einander folgen mit jener Gelassenheit, die unausweichbar ist, und es sind drei Generationen, die vor dem Sinn des Lesers vorbeiziehen, und aller Wandel des Deutschland wird vollzogen und die Menschen kommen und gehen, wie Gott, der Herr sie ruft, und Busse hat die schön gedeihliche Geduld, sie kommen zu lassen und vorübergehen zu sehen, und nichts zu beschönigen. Das aber ist das Höchste am Bauertum, wenn es in solcher Ruhe sich und sein Tagewerk

vollzieht, mit einer gewissen Feierlichkeit, welche als erster Adalbert Stifter erkannt und genannt hat. In den drei Dichtungen also kommen die Menschen, werden alt, sterben und sind doch immer mit dabei, in Saß und in Liebe, in viel Liebe! In allzu viel Liebe? Das Problem und die Wirklichkeit menschlicher Liebe hat Busse überaus stark in Anspruch genommen. So sehr, daß man stellenweise stutzig wird und sich fragt: warum? Vorher etwas anderes: 1927 erschienen zwei große Werke „Peter Brunnkant“ und „Tulipan und die Frauen“ und 1932 erschien auch hierzu als Drittes, wie wir es schon im „Bauernadel“ sahen und in den Künstlerbeschreibungen, — es erschien „Hans fram“. Es handelt sich in diesen drei Romandichtungen um deutliche und sehr wertvolle Entwicklungsromane, d. h. um Werke, darin der Dichter zum 1. an seiner eigenen Geschichte und deren Festigung und Klärung arbeitet, und 2. im Nachzeichnen einer Lebensgeschichte eines Menschen „ein Exempel statuieren“ will. Dabei wird nun deutlich, daß Busse die Geschlechterliebe überaus wichtig nimmt, oder besser gesagt, seinerzeit überaus wichtig nahm. Inwieweit privates Schicksal hier den Dichter vorwärtstriebe und zum mutigen Bekenner machte, stehe dahin; es stehe auch dahin, ob und inwieweit eine so starke Gebundenheit des Mannes an die Frauen so ganz im allgemeinen und im besonderen heute, wo so vieles anders geworden ist, von jedem Manne bejaht werden kann; das stehe dahin, was aber nicht hindert, festzustellen: die Erotik spielt zweifelsohne im stark erschütterungsfähigen Manne, d. h. dem künstlerisch begabten, eine entscheidende Rolle; darf das nun aber auch die Frau tun, diese oder jene Frau, als Trägerin solcher Erotik? Dies ist die Frage, auf die es Busse im letzten ankommt, und hier ist er zu allen Zeiten mißverstanden worden: es handelt sich in diesen stark erotischen Büchern ganz und gar nicht um spannende Geschichten, es ist auch völlig einerlei, ob schließlich der Hans seine Grete bekommt oder nicht: sondern es handelt sich für den Dichter Busse darum, zu prüfen, ob das „Weib“ als solches das Manneswerk überwiegend bestimmen darf, oder nicht! Und das ist etwas ganz anderes; Busse hat den Mut, schwankende und unentschiedene Männer zu zeichnen, solche, die zwischen mehreren Frauen stehen, sich nicht entschließen können, sich allzusehr von Frauen bestimmen lassen und so weiter — aber das ist der Vordergrund; das eigentliche aber ist jenes, daß es Busse auf eine Antwort ankommt zu vorstehender Frage. Und er findet sie auch, nämlich in zwei ganz anderen Werken: früh in dem entzückenden Roman „Die kleine Frau Welt“ von 1928, vielleicht dem Besten, das dem Dichter Busse bis jetzt gelang, und dann ganz spät (1934) in dem Roman „Die Leute von Burgstetten“, darin herb und klar und eindeutig allem Zuviel an Liebe ab-

gesagt und dadurch eine beträchtliche Klärung herbeigeführt wird.

„Die kleine Frau Welt“ ist etwas sehr süddeutsches, voller Laune und innerer Sicherheit, sehr grazios und doch unsäglich nachdenklich, — und „Die Leute von Burgstetten“ sind nicht nur Kaiserstühler, wie man sie samt ihrer Landschaft am Oberrhein wohl kaum besser und lichtvoller schildern kann, sondern sie sind auch Menschen, die schwere Schicksale tragen. Je mehr Busse seine Stellung zur Erotik klärt, um so weitherziger sieht er Schicksale, lehrreich und deutlich, — und wie der Mensch damit fertig werde, das ist des reifen Busse künstlerischer und sittlicher Gegenstand.

Es ist nie gut, einem noch Lebenden ins Wort zu fallen; denn man weiß nicht, was noch kommt; in einer demnächst erscheinenden Selbstlebensbeschreibung wird Busse vielleicht zu ganz andern Linien kommen, als wie sie hier aufgezeigt sind, und was an kommenden Dichtungen noch in die Erscheinung treten wird, kann es nicht andere Beurteilungen herbeiführen? Gewiß, — und das ist auch kein Schaden; Schaden aber wäre es, würde man des mutigen Eintretens Busses für die Landschaft am Oberrhein vergessen. Da sind die umfangreichen Arbeiten zur deutschen Volkskunst in Baden (1933), ist mancher scharfzählige Aufsatz, etwa gegen den Berlinismus der Systemzeit, den für die „Allmend des Geistes“, ist eine große Grimms-hausenrede, darin sich Busse mit dem Sein eines Mannes beschäftigt, der kein absolut reiner „Alemann“ war (gibt es das überhaupt?); denn nur von mütterlicher Seite her stammt Busse vom Oberrhein, sein Vater ist an sich Schlesier; indes, stört das? Sollte das etwa hindern, daß ein Freiburger Kind etwa nun Salbausländer sei in den — Gottlob nicht maßgeblichen — Anschauungen einiger Übereifrigen, die so etwas wie eine alemannische Monroedoktrin in Schwung bringen möchten? Es ist ein rechter Segen, daß Busse in der Sammlung „Badische Köpfe“, davon ein zweites Heft demnächst kommen wird, die Klärung dieser Frage in enger Zusammenarbeit mit den dazu berufenen Behörden des Staates in die Hand genommen hat, um blindem Eifer, der nur schädigen würde, die rechte Bahn zu weisen.

„Gesetzt, Hermann Eris Busse wäre nur der Leiter des Vereins ‚Badische Heimat‘ ...“ so begannen wir vorhin; inzwischen wird deutlich geworden sein, daß der Dichter Busse, fleißig, fruchtbar, unerschütterlich, unbeirrbar durch etwaige Moden und sonstige Nervenkrisen ein Mann ist, zu gutem Werke geschickt, zu einem Werk, das sichtbar jetzt schon sich zu großen Gestalten zu runden beginnt; Busse, 1891 geboren, also noch sehr jung, wird das Seine tun, um diese Formungen in jene Stelle zu bringen, wo sie dem Reiche und den Leuten am Oberrhein zum Segen gereichen.

# Zur Geographie von Baden.

## Beschreibungen zu der amtlichen topographischen Karte.

### 4. Blatt Heidelberg.

Das Blatt wird im Westen begrenzt durch eine Linie, die vom Güterbahnhof Heidelberg über den Bahnhof Dossenheim führt und die Tal-siedlung Schriesheim sowie die letzten Häuser von Leutershausen gerade noch ins Kartenbild fallen läßt. Im Süden fallen Geisberg, Königsstuhl, Auerhahnkopf, Lammerskopf und Schadeck noch herein; im Osten schneidet es jenseits des Steinachtals, den Kartenrand an zwei Stellen übergreifend, etwa mit der hessischen Grenze ab. Die Karte umfaßt also die schönsten Teile des Kleinen Odenwaldes, der oberen Bergstraße und des Odenwaldes und bietet somit eine ausgezeichnete Grundlage für Wanderungen in die Umgebung von Heidelberg. Als wertvolle Ratgeber für dieses Gebiet seien noch genannt der geologische Führer durch Heidelbergs Umgebung von Professor Dr. L. Küger, Heidelberg 1828, und die Stadtgeographie von Heidelberg von Dr. G. Singer, Heidelberg 1933.

Zwei grundverschiedene Landschaften heben sich aus der Karte heraus, im Westen ein schmaler langer Streifen der Rheinebene, im Osten der Odenwald, beide voneinander getrennt durch eine scharf ausgeprägte, auffallend geradlinige, bis über 400 m Höhe reichende Stufe. Es ist der Bruchrand, an dem die Rheinebene gegen die Randgebirge abgesunken ist. Nördlich von Heidelberg erscheint er glatt und einfach, südlich, in der Treppe Königsstuhl-Geisberg, gestaffelt. Wer hinausgeht in die Dossheimer Steinbrüche, der sieht schon von der Stelle, wo die Bergstraße die Bahn kreuzt, auf eine große glatte Steinwand; hier hat der Bruchbetrieb eine solche Bewegungsfläche freigelegt. Eine andere läßt sich im Neckartal in der Landschaft, wie auch auf der vorliegenden Karte, deutlich erkennen oberhalb der Bismarckfäule, die „Bismarckturmverwerfung“.

Über die Formen der Rheinebene ist nicht viel zu sagen, da hierfür die Karte einen zu kleinen Ausschnitt bietet; es sind Neckaraufschüttungen, und die zahlreichen gleichmäßigen Wege, die die Landschaft gleichsam parzellieren, zeigen, wie intensiv sie in Kultur genommen sind. Ganz anders der Odenwald. Hier herrscht der Wald absolut vor. Nur in den Tälern finden wir Acker- und Wiesenbau. Jedoch scheint das nördliche Gebiet, etwa um Altenbach, Ursenbach, Lampenhain, Heiligkreuzsteinach eine Ausnahme zu machen. Das hat seinen Grund im Gesteinsaufbau. Hier kommt das Grundgebirge, auf das sich der Buntsandstein auflagert, an die Oberfläche, der „Kristalline Odenwald“ im Gegensatz zum „Buntsandsteinodenwald“. Der nährstoffarme Buntsandstein läßt auf den Höhen keinen Ackerbau zu, ebensowenig wie der sehr unfruchtbare Porphyry, der von Handschuhsheim bis Schriesheim am Rande ansteht, der dafür aber als

wertvoller Schotterstein eine lebhafteste Steinbruch-industrie ermöglicht, deren Spuren sich kräftig und besonders in der Abendsonne schön von den gleichmäßigen grünen Hängen des Odenwaldes abheben. Die Flüsse greifen von allen Seiten in das Gebirge ein, unter eigentümlicher Bevorzugung der N-S- und O-W-Richtung. Sie sind im Buntsandstein im allgemeinen gradlinig, steil und eng und verästeln sich nur über dem Grundgebirge stärker. Nur das Steinachtal, das größte neben dem Neckar auf unserem Blatt, erreicht größere Breite. In die Rheinebene führen alle die Täler mit steiler Kerbe heraus, so daß sich in ihnen, soweit sie überhaupt Platz bieten, nur enge Straßenorte entwickeln konnten (z. B. Schriesheim). In der Regel aber bleiben sie auf den Schuttkegel am Talaustritt beschränkt. (Handschuhsheim, Dossenheim.) Nur der Neckar kommt aus einem verhältnismäßig breiten Taltrichter, den er sich aber auch nicht selbst geschaffen hat, sondern den tektonische, also gebirgsbildende Kräfte verursacht haben. Schön tritt auf der Karte die Terrasse hervor, auf der das Schloß liegt, und die sich taleinwärts auf den Büchsenäckern westlich Ziegelhausen wiederfindet. Ihr vor allem verdankt die Heidelberger Landschaft ihre harmonische Lieblichkeit. Hier war aber auch weit und breit die einzige Gelegenheit zu einer städtischen Siedlung gegeben. Man beherrschte von hier aus die Bergstraße wie den Neckar und damit natürlich auch einen erheblichen Teil der Rheinebene überhaupt, eine Situation, die schon die Römer zu nutzen gewußt haben. Im hohen Mittelalter gewann diese Stelle neue Bedeutung durch die Anlage der Burg, in deren Schutz allmählich die Stadt vom Karlstor bis zur Sophienstraße entstand. Auch die Karte zeigt deutlich diese alte Anlage. Der bekannte Stich von Merian (1620) zeigt sie auch in dieser Ausdehnung. Der neuzeitliche Ausbau konnte nur nach Westen gerichtet sein. Da er einerseits dem Neckar, andererseits der Bergstraße folgte, ist so ein ausgesprochen kreuzförmiger Stadtgrundriß entstanden. Das wirtschaftliche Schwergewicht der Landschaft im Rahmen dieser Karte liegt ganz auf der Bergstraße. In Heidelberg selbst fremdenverkehr, Universität und an der Peripherie der Stadt eine nicht unbedeutende Industrie. An der Bergstraße eine gartenbaumäßig betriebene, hochentwickelte Landwirtschaft (Handschuhsheim!) und Steinindustrie. Ein Spaziergang zur Blütezeit am halben Tag durch die Weingärten, etwa von Neuenheim nach Schriesheim, gehört zum Schönsten, was deutsche Landschaften zu bieten vermögen. Im heißen Sommer aber locken die schattigen Wälder des Odenwaldes.

Diese wenigen Beispiele, die sich alle aus der Karte beliebig vermehren und erweitern lassen, zeigen den Wert des schönen und klar gezeichneten, dabei überaus reichhaltigen Blattes. Es ist eine dreifarbigte Höhen-

linienkarte (Lageplan schwarz, Höhenlinien braun, Gewässer blau). Aus der dunkel gehaltenen Waldsignatur heben sich die Kulturflächen stark ab. Die Rebhänge sind durch eine eigene Signatur deutlich gekennzeichnet. Das auch ästhetisch gut wirkende Kartenbild kann für alle Wanderungen, wie auch für Lehr- und Forschungszwecke nur empfohlen werden.

#### 5. Blatt Lahr.

Das Blatt reicht im Norden von Schutterzell über Oberschopshaus—Niederschopshaus ins obere Bernersbachtal, im Süden übergreift es noch etwas die Linie Lulz—Seelbach—Kallenwald, im Osten schneidet es mit den Oberläufen jener Unzahl kleiner Bäche ab, die weiter hinabführen ins Kinzigtal: Prinzbach, Emersbach, Erzbach, Strohbach usw. So ist es im wahrsten Sinne eine Umgebungskarte von Lahr, das gar nicht besser im Kartenbilde liegen könnte. Um so dankenswerter ist die berichtigte Neuherausgabe.

Auch rein geographisch dürfte sich nicht leicht ein Kartenausschnitt finden lassen, der so viele und so grundverschiedene Landschaften auf so engem Raum zusammendrängt. Ihrer vier liegen in nordnordöst- bis südsüdwestlichen Streichen nebeneinander. Im Westen die Rheinebene (bei Höhe 155 m), bzw. die flachen Schuttkegel all der Flüßchen und Bäche, die aus dem Gebirge heraustreten und von der Schutter aufgefangen werden, die endlich nach langem, fast genau nördlichem Lauf zusammen mit der Kinzig den Rhein erreicht. Weitverzweigte Entwässerungsgräben durchziehen hier das Wiesengelände, alles ist flach und eintönig; dem Auge kaum wahrnehmbar hebt es sich der zweiten Stufe entgegen: der Lahrer Vorhügelzone. In kräftigem Aufschwung tritt sie aus der Ebene heraus und erreicht im Schutterlindenberg fast 300 m, bleibt im allgemeinen aber doch auf die Höhen um 200 m beschränkt. Hier herrscht größte Abwechslung der Formen. Die ganze Zone ist von den Rändern her durch Bächlein und Quellaustritte förmlich zerlappt. Löß überdeckt weithin und z. T. sehr mächtig das liegende Tertiär, so daß sich hier eine reiche Land- und Gartenwirtschaft mit Wein-, Obst- und Weizenbau entwickeln konnte. Erst über dieser Vorstufe erhebt sich der eigentliche Schwarzwald. Aber auch er nimmt hier eine Sonderstellung ein. Schon von weitem fällt die niedrigere Lage dieses Teils des Schwarzwaldes zwischen Kinzig und Elz gegenüber dem nördlich und südlich anschließenden Gebirge auf. Der alte Freiburger Geograph L. Neumann hat ihn deswegen als „Zühnerfeldgruppe“ ausgegliedert. Es ist eine große Scholle, die sich an Brüchen vom Hauptkörper des Schwarzwaldes abgelöst und gegen die Rheinebene hin abgesenkt hat. Deshalb finden wir hier auch in weiter Erstreckung noch das Buntsandsteindeckgebirge erhalten, das sonst im mittleren Schwarzwald durch die abtragenden Kräfte weit gegen

Osten zurückgetrieben wurde. Auch auf der vorliegenden topographischen Karte läßt sich diese Scholle klar umgrenzen. Im Westen ist die Grenze natürlich die Vorhügelzone, im Nordosten wird sie durch den Talbach bei Diersburg bezeichnet, und es ist lehrreich, dessen beide grundverschiedene Gänge miteinander zu vergleichen. Sie verläuft weiter über den Sattel des Bildstöckles, übergreift den Talbach bei Reichenbach im Zohnert und Eichberg und südlich des Steinbäckles im Schlöfle Lüzelhards und im Herdtle, wo sie die Blattgrenze überschreitet. Östlich und westlich dieser Strukturlinie finden wir ganz verschiedene Formen. Im Buntsandsteingebiet herrschen trotz der erheblichen Randzerschneidung doch flächenhafte Gebilde vor (z. B. schon „die Ebene“ über Diersburg), die auch als lange, in ihrer Höhe kaum abnehmende Sporne in den Raum zwischen zwei Flüssen vorspringen. Im allgemeinen trägt dieses Gebiet Wald, nur auf dem Langenhardt läßt der dort anstehende obere Buntsandstein, der toniger und weniger wasserdurchlässig ausgebildet ist, als der mittlere, Ackerbau in größerer Ausdehnung zu. Das Grundgebirge im Osten ist wie fast überall, so auch hier wesentlich stärker zertalt. Weite Flächen fehlen, zahllose Bäche haben das Gelände zerrunzt und in ein Bergland aufgelöst. Die Talbichte selbst ist hier wesentlich größer, die Täler gewundener. Der in seiner Güte stärker wechselnde Boden läßt immer wieder Platz für Ackerbau, Einzelhöfe finden sich die Täler entlang hoch hinauf verstreut. Steil überragen die Porphyre des Kallenwald (565 m), Rebio (556 m), der Geroldseck (526 m), Raufkastan (640 m) und Steinfirß (602 m) den unruhigen, um 480 m schwankenden Gneissockel. Die Siedlungen bevorzugen einerseits den Gebirgsrand, wo sie sich zu Dörfern von ungewöhnlicher Größe entwickelt haben, wie Friesenheim, Oberschopshaus, andererseits im Gebirge die Tallinien, die, wie etwa die Schutter selbst, einen breiten Talboden entwickelt haben. Der weite, tektonisch bedingte Taltrichter der Schutter beherbergt das alte Städtchen Lahr, dessen eigentümlicher Grundriß auf eine recht verwickelte Baugeschichte hinweist. Auch die wichtigsten Verkehrslinien sind durch die Geländegestaltung vorgezeichnet. Der eine Straßenzug verläuft dem Gebirgsrand entlang und verbindet Nord und Süd. Die Ost-Westverbindung, die hier geringen Widerstand findet, folgt dem unteren Schuttertal, um dann den Paß am Hohen Geroldseck hinüber ins Kinzigtal zu benutzen.

Die Karte selbst ist klar gezeichnet. Als Dreifarbedruck, der die Situation schwarz, das Gewässer blau und die Geländegestaltung in braunen Höhenlinien wiedergibt, bietet sie ein übersichtliches Bild. Im Unterricht, in Schulungskursen usw. wird sie immer eine vorzügliche Grundlage bieten, dem Schwarzwaldwanderer aber ein unentbehrlicher Berater sein.

## Richard Harlacher Schloß Bruchsal.

In linden Frühlingsnächten, wenn auf den hohen Kastanienbäumen des Schloßgartens vieltausend wohlriechende Kerzen aufgesteckt sind, rote und weiße, wiegen sich die Kronen und Äste ganz sachte, strecken geheimnisvoll die Köpfe zusammen und erzählen sich eine gar alte und lauschige Geschichte.

Im grauen Mittelalter, da war das noch ganz anders. Die Menschen waren sich nicht minder gram und feind als heute, und die Mächtigen verschanzten sich auf den Bergen hinter dicken, hohen Mauern. Wenig Platz blieb da zum Tanzen und Reiten. Und kamen einmal Gäste, dann durften es nicht gar viele sein.

Da brach aber die Zeit an, wo die Feuerwaffen erfunden wurden. Bald hatte es keinen Sinn mehr, mit Kettenpanzer und Eisenschienen in den Streit zu ziehen. Leichte Gewänder taten dieselben Dienste. Und weil man so lange das eintönige Grau des Eisens nur getragen hatte, so bemächtigte sich eine große Farbenfreude der Menschen. Bunt und kostbar wurden die Kleider. Um so mehr, als man sich jetzt auch darin zeigen konnte. Denn auch die festen Burgen boten keinen Schutz mehr gegen die neuen Waffen. So zogen Ritter und Fürsten hinunter in die Ebene, wo es sich bequemer und leichter lebt, wo man weiträumige Schlösser mit ausgedehnten Gärten bauen und wo man prunkvolle Feste feiern konnte mit viel Volk.

Von Frankreich her kam die neue Bauart und die erhöhte Lebensfreude. Dort hatte der Sonnenkönig ein Schloß aus dem Boden gestampft, das den Söhnen des Himmels im Reiche der Mitte alle Ehre gemacht hätte. Und jeder von den zahllosen deutschen Fürsten setzte seinen Ehrgeiz drein, von Heidelberg nach Mannheim, von Durlach nach Karlsruhe, von den schmalen Kalkfelsen der Rauhen Alb ins wohllichere Unterland zu übersiedeln und es dort dem großen französischen Nachbarn gleichzutun. Oft hat das Volk mit seinem Vermögen und seinem Blute solche Fürstenlaunen bezahlt. In diesen Tagen fuhren auch die Bauern aus dem Bruchrain und von den blauen Hügeln im Osten allenthalben Sand und Holz und Steine herbei. Und im Jahre 1722 wurde der Grundstein gelegt zu einem der herrlichsten Schlösser jenes Zeitalters. Der Bauherr war Damian Hugo von Schönborn, Fürstbischof zu Speyer, ein weise wirtschaftender und milder Fürst. Seine Untertanen hatten nur die damals üblichen und zur Landessteuer gehörigen Fuhren und Dienste zu leisten. Und auch an Abgaben wurde nur so viel erhoben wie erträglich war. Lag doch das Land noch völlig darnieder von den Raubkriegen Ludwigs des vierzehnten her. Noch wenige Jahre zuvor hatten Méléac Nordbrenner zweimal die Stadt in Schutt und Asche gelegt, daß die Glocken von den Türmen schmolzen. Um so bewundernswerter ist das Bauwerk. Nur bei bescheidenster Lebenshaltung und vorsichtiger Kostenberechnung war es überhaupt zu schaffen. Konnte

<sup>1</sup> Mit freundlicher Genehmigung von Verfasser und Verlag entnehmen wir den Beitrag „Schloß Bruchsal“ dem eben erschienenen Buch „Von Bergen und Landstraßen“. (Verlag Dolze, Karlsruhe, 1935, 116 S., Preis 2,80 RM.)

der reiche Würzburger Vetter sich marmorne Säulen leisten, so mußte der Bruchsaler Schloßherr marmorn gemusterte heimische Steine verwenden. Aber auch die Meister und Bauleute — der große Balthasar Neumann ist selber aus Franken herüber gekommen und hat uns diese unvergleichliche Perle des Rokoko geschenkt — trugen ihr Teil zum Gelingen bei. Das Rechnungschreiben verstand man damals noch nicht. Ein paar Florentiner Gulden, das Essen aus der Schloßküche und „Wein aus den fürstbischöflichen Kellern, so viel er vertragen konnte“, das war beispielsweise der Lohn für den bedeutendsten Maler, der im Schloß arbeitete, Johannes Zick. Und doch steht das Bruchsaler Schloß dem Würzburger vielleicht an Kostbarkeit des Materials, nimmer aber an Schönheit und Gediegenheit der Verarbeitung und der Ausführung nach. Im Gegenteil, die feinen Rokokozimmer, in denen von den gobelinbedeckten Wänden zu den spiegelbesäten Decken kein Übergang mehr zu finden ist, alles überwuchert von eichenholzgeschnitztem Rankenwerk und echtestem Stuck, die sind in Bruchsal in einer kaum zu überbietenden Vollendung anzutreffen. Wer wird den Treppenaufgang zum Kuppelsaal vergessen, den es auf der ganzen Welt nicht mehr gibt? Wie ein Film entwickeln sich die hohen Meisterwerke der Perspektive und Raummalerei vor den Augen des Beschauers. Ein gleiches Schauspiel erlebte ich nur noch beim Aufstieg zu den schönsten Gipfeln der Hochgebirge. Man sollte, wenn der Schloßwart — einer der humorvollsten und geistreichsten weit und breit — seine Führung beendet hat und die obligatorischen Postkarten eingekauft sind, noch einmal in aller Gemütsruhe die Treppen hinaufsteigen und die langsam sich entrollenden Gemälde auf sich wirken lassen. Nachher begeben man sich in den Schloßgarten an die hohe Ulme, wo der nördliche Reitweg auf den Goldfischteich einmündet, und versenke sich in die nirgends mehr erreichten Proportionen zwischen Mittelbau, Orangerie und Campanile der Schloßkirche. Wir werden uns kaum davon trennen können, bis der Abend über die uralten Parkriesen hereindunkelt und die schaukelnden Ampeln unter dem Portal der Gartenseite und in der Toreinfahrt des Wachthauses aufglimmen und die reizendsten Schattenspiele aufführen mit Säulen und Ballustraden.

Noch eines dürfen wir nicht übersehen. Stehen die andern Schlösser dieses Baustils doch häufig als Inseln der Schönheit inmitten einer ausdruckslosen Sandwüste, so liegt das Bruchsaler mit seinem stattlichen Kranz von Dienst- und Amtsgebäuden untrennbar mit Boden und Oberflächengestalt verwachsen zu Füßen einer der anmutigsten Hügellandschaften, und heute zieht durch seine Außentore eine der wunderbarsten und berühmtesten europäischen Großstraßen.

Die Vollendung zu heutiger Gestalt erfuhr das Schloß erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. In dessen, die Zeit war schon vorgerückt bis an die Grenzen jenes prachtliebenden Kulturabschnitts. Dazu kam die Schlichtheit und Sparsamkeit der Fürstbischöfe.

So verstehen wir, daß in diesen Räumen keine rauschenden Feste mehr gefeiert wurden wie in den übrigen Barockschlössern. Noch hatten nicht viele Tänzerinnen mit schwingenden Reifröcken und hochgetürmten Perücken die prunkhaften Gassen durchschritten, da brach die Dämmerung herein für das Zeitalter der Freude und des Sonnenkönigtums. Der deutsche Boden erdröhnte unter dem kriegerischen Tritt der Legionen der französischen Revolution, und diese Männer hatten kein Verständnis mehr für weiße Strümpfe und Schnallenschuhe, für Rosenlauben und Schäferspiele. Nüchtern zog die eiserne Ära der Technik herauf, einheitlich und düster das Werkkleid, — und die Herrschaften, die früher im Bruchsaler Schloß wohnten, fürchteten sich vor den Marmorsälen, schlossen sie zu und verkrochen sich in die kleinsten Räume des Gebäudes. Und selbst die mußten noch überstrichen werden mit grüner Farbe. Schließlich floh man ganz aus dem Zauberschloß, Spinnen und Motten blieben allein zurück. Statt dessen bauten sich die Menschen neue Wohnungen, die fürchterlichen Kasernen des späteren Empire und der Industriestädte. Erst als der große Krieg den Bankrott des Geldes, des Stahls und der Aufklärung geoffenbart hatte, fiel die Dornröschenhecke auch in den Wallgräben des Bruchsaler Schlosses. Man entdeckte den Schönheits- und Kunstwert der Bauten, an denen Bürgerschaft und Fremde, einzig und allein auf Nutzen und Gewinn bedacht, jahrzehntelang achtlos vorbeigegangen waren, man öffnete die Fenster, putzte die Spiegel und Parkettböden blank, und zur zweihundertjährigen Wiederkehr der Grundsteinlegung sahen die ehrwürdigen Mauern ein heiteres Fest im weiten Ehrenhof, wo bislang nur die allzeit und allerorts gleichbesessenen Jünger der Wissenschaft — das Gymnasium ist in einem der Nebengebäude untergebracht — in der Zehn- uhrpause griechisch präpariert hatten, hinter Zierbäumen und Springbrunnenanlage hinreichend abgedeckt gegen unberufene Blicke. Wieder — oder zum

erstenmal? — singen die Geigen im hohen Schloß, und Edelsträulein, gepuderte Kavaliere am Arm, steigen die flachen Treppen auf und nieder. Seitdem feiern die Bruchsaler jedes Jahr ein paar Kokotage im fürstlichen Schloß. Das ist die Woche der Kammerkonzerte. Sobald der junge Sommer an duftenden Ranken auf die hohen Balkone und Altane steigt, erhebt sich ein geschäftiges Treiben in Bruchsal. Musizierende Söhne und Töchter des sangesfrohen Städtleins, dazu auswärtige Künstler, versammeln sich im Schloß, alle in der Tracht des achtzehnten Jahrhunderts, und am Abend, wenn die grelle Sonne hinter den Wipfeln und majestätischen Kronen des Schloßgartens hinabgesunken ist, wenn die Rosen ihre Kelche schließen und schlafen gehen, wenn die meisterhaft berechnete Verteilung von Licht und Schatten dem Kandelaber- und Kerzenerhellten Märchenschloß etwas vom Zauber der Alhambra verleiht, dann sitzen drin die Geiger und Hoboisten und stimmen leise ihre Instrumente, und einer hat sogar ein uraltes Spinnett vor sich, auf dem noch Mozart gespielt hat. Ein wunderbares Spiel hebt an. Wo könnte die „Nachtmusik“ des Wiener Meisters berauscher klingen als hier? Und in der Pause lustwandeln die lieblich zuschauenden Reifröckpärchen und schauen aus breitnischen Fenstern in die warme, düstere Sommernacht. Drunten aber plätschern die Wasserkinste ein Lied aus vergangenen Tagen. Schreckte uns nicht das nahe Rollen eines der vielen Nachtschnellzüge aus unsern Träumen, wir vergäßen, daß wir zweihundert Jahre älter sind als wir in diesem poesievollen Augenblick sein möchten.

Auf dem Heimweg begleiten uns noch lange die Alleen der Bischofsstadt, und vom ersten Frühjahr bis in den hohen Sommer hinein sorgen die mannigfaltigsten Baumarten dafür, daß immer ein feiner Blütenduft wie vornehmes Parfüm die Straßen erfüllt. Wahrlich, hier ist das Reich des ewigen Frühlings und nie endenwollenden Sommers.

## V. K. Weis Gebet auf Zeiten des Kampfes.

Herr, laß uns nicht  
in unbekannter Hand vergehn,  
denn  
unser Seele brennt,  
als Flamme, Glut und Licht  
in ihrem Dunkel groß und hell zu stehn.

Herr, nimm die Last  
der Feuchler fort aus unsern Reihn,  
uns lähmt ihr stummer Trug  
und auch die laute Hast:  
der Haß wiegt schwer, doch schwerer  
noch der Schein.

Herr, sei uns treu  
und laß der Helden fromme Saat,  
zu  
hohem Ziel geweiht,  
auf unserm Acker neu  
und jung erstehn: Herr, schenk uns Kraft zur Tat!

# Rolf auf der Flucht.

Schüler-Erzählung von Otto Gmelin.

Natürlich neigen wir Erwachsenen immer wieder dazu, die Fragwürdigkeit und den fatalen Ernst des kindlichen Lebens zu unterschätzen oder gar zu belächeln, weil wir den Kreis der Welt des Knaben und des Mädchens nicht mehr kennen und jedenfalls kaum mehr erleben können; bestenfalls versuchen wir, ihn uns mühevoll gedanklich wiederherzustellen. Und doch wirkt auch in den Kindern das Lebensgesetz, wirken auch in ihnen elementar die Kräfte, genau dieselben Kräfte wie in uns Erwachsenen, und wenn Unterschiede bestehen, so sind es vor allem diese, daß dem kindlichen Menschen die Urkräfte noch viel näher und unmittelbarer sind, daß also das Leben noch dämonischer ist als gemeinhin bei uns, und daß die Einsicht in das, was geschieht, nicht so wissend ist wie bei uns. Die Angelegenheiten der Kinder erscheinen uns unbedeutend, nicht des Leides und der Freuden wert, weil sie nicht um Existenz und Dasein zu gehen scheinen, aber wir vergessen dabei, daß auch unsere Daseinsquellen nicht nur materieller Art sind, ja, daß auch bei uns die größten Ersütterungen die sind, die vom Außenstehenden nicht der Mühe wert erachtet werden.

Was sich in Rolf Everts abspielte in jenen Wochen, von denen ich erzählen will, kann ich nur ahnen, kann es nur einigermaßen zusammensuchen und durch Vermutungen ergänzen, denn er hat mit niemandem über das eigene Innere gesprochen; er hätte es nicht einmal gekonnt, wenn er gewollt hätte, weil ihm die Klarheit in ganz anderem Maße fehlte als unsereinem. Es bleibt also nur ein Bericht aus Tatsachen, die ich selbst erlebt oder mir von anderen habe erzählen lassen, und die ich gelegentlich vervollständige aus meiner unzureichenden Bemühung, verstehen zu wollen.

Rolf war mir schon aufgefallen, ehe ich in der Klasse Unterricht bekam, in der er war. In ihm war das kindliche Wesen eingefangen, das so viel Ähnlichkeit mit den kleinen Vögeln hat, so leicht und immer ganz hier und anderswo zugleich; aber dies teilte er mit vielen seiner Altersgenossen. Es kam dazu noch das andere, das ich zuerst nur ahnte und später erst an ihm erfuhr: Die plötzlich schweigende Stille, die Nachdenklichkeit oder Tiefgründigkeit, die seine großwerdenden, sehr dunkelblauen Augen verwandeln konnte. Zuerst sah ich ihn mitten zwischen den vom Schulhof hereintobenden Kameraden, wie er sich ihrer Püffe und Kniffe erwehrte; denn er war groß, aber hager und nicht sehr kräftig; seine Backen waren rot von der frischen Luft, und sein dunkles Haar fiel ihm wirr um die Stirn. Damals wußte ich noch nicht, wer es war, welche Klasse er besuchte, und wie er hieß. Aber sein Gesicht prägte ich mir ein, und immer wieder in Pausen oder bei anderen Gelegenheiten sprang es mir

in die Augen. Sein Blick muß es vor allem gewesen sein, der ihn aus vielen heraushob.

Das erfuhr ich erst, als ich ungefähr ein Jahr später Unterricht in der Quarta bekam, in der Everts war. Als Schüler fiel er nicht auf, obwohl er wie selbstverständlich zu den guten gehörte. Er war begabt, aber keineswegs auffallend; er beteiligte sich am Unterricht ohne Übereifer, und er machte seine Hausaufgaben schlecht und recht. Nur seine Hefte zeigten eine Besonderheit: Sie waren geschrieben wie mit Besenstielen, sauber zwar und ordentlich, aber mit merkwürdig persönlichen großen Zahlen und eigenwilligen Buchstaben. Der einzige, der gelegentlich über ihn klagte, war der Zeichenlehrer. Während des Unterrichts saß er mit seinen großen Augen still da; ich beobachtete sie manchmal heimlich: sie konnten eine seltsame, dunkelblaue Färbung annehmen und an den Pupillen ganz tief werden. Sie bargen dann hinter ihrer Kindlichkeit noch jenes andere, ein Geheimnis, das sich niemals in Worten sagen läßt, vielleicht ein dunkles und tiefes Wissen von Ursprüngen, Gedächtnis von Geschlechtern, von Sünden, Leidenschaften, Erhebungen des Blutes. Aber wenn ich ihn so sah und aufrief, war er nicht aufgestört, nicht verwirrt oder verträumt; ganz frisch, ruhig und sicher gab er seine Antwort.

Vielleicht, wenn der Zufall es nicht anders gefügt hätte, hätte ich nie etwas anderes von Rolf Everts erfahren. Es ist wahr, es geht schon aus dem Gesagten hervor, daß er mich auch ohnedies angezogen hatte, und daß, auch wenn sonst gar nichts geschehen wäre, zwischen ihm und mir eine Beziehung, eine ganz besondere Beziehung menschlicher Art, bestanden hätte; aber diese Beziehung wäre eine schweigende und verschwiegene in jedem Sinne geblieben ohne den Anlaß, von dem ich zu berichten habe.

Die Sache begann wie zahlreiche Schulgeschichten damit, daß er unerwarteterweise zwei Klassenarbeiten hintereinander sehr schlecht schrieb, viel schlechter als ich es seinen allgemeinen Leistungen und seiner Begabung zuschreiben konnte. Ich nahm ihn mir, nachdem ich die zweite dieser Arbeiten in der Klasse zurückgegeben hatte, nach der Stunde allein vor und fragte ihn, wie es komme, daß er plötzlich zwei schlechte Arbeiten schreibe, wo er doch bisher meist gut geschrieben habe und auch im Mündlichen mindestens genügend sei. Er stand vor mir mit geneigtem Kopf, antwortete nicht und zuckte auf meine wiederholten und eindringlichen Fragen mit den Achseln. Ich sagte, es müsse doch ein besonderer Grund vorliegen, sonst könne ich mir diese Fehler nicht erklären. Ob er sich vielleicht nicht wohl gefühlt habe? — Er hatte in jener Zeit zwei oder drei Tage in der Schule gefehlt. — Er

schüttelte den Kopf. Ich sagte, er könne mir alles ruhig sagen; er wisse ja, daß ich Verständnis habe für besondere Fälle. Er schwieg wieder. Oder ob er diese Aufgaben nicht ganz verstanden habe? Er erwiderte mit einem leisen, aber bestimmten „Doch“! Weiter war nichts aus ihm herauszubringen. Ich nahm seinen Kopf zwischen meine Hände, drehte ihn zu mir empor, so daß er mich ansehen mußte, und sagte:

„Ich nehme also an, es waren unglückliche Zufälle, Kolf, und die nächste Arbeit wird wieder gut. Nimm dich also bitte zusammen! Willst du mir das versprechen? Sieh mich an, Kolf!“

Er schlug die Augen auf; ich sah es deutlich, daß in seinem dunklen Blick etwas steckte. Es waren große Geheimnisse da, und ich hatte keine Macht, mit meinen schulmeisterlichen Worten — o ja, ich wußte wohl, daß sie so waren — hinter diese Geheimnisse zu kommen. Selten habe ich so sehr die Tragik des Lehrers empfunden, der einen Jungen nur jede Woche einige Stunden zwischen dreißig bis vierzig anderen unterrichtet, in irgendwelchen mehr oder weniger gleichgültigen und unwichtigen Dingen unterrichtet, und doch mehr will und mehr sollte als unterrichten. Es war mir auch in diesem Augenblick, als ich die dunklen Tiefen des Knaben vor mir spürte, ganz klar, daß ich selbst nicht unterrichten, sondern erziehen wollte, daß mir selbst an diesen Rechenfehlern wenig oder nichts lag, aber alles an dieser Seele und an diesem Menschen. Vielleicht, wenn ich mit ihm gespielt hätte oder mit ihm gewandert wäre, vielleicht hätte er sich mir dann mehr aufgetan. Man weiß, wie kleine und kaum beachtete Geschehnisse oft Licht werfen auf geheimste Vorgänge der seelischen Bereiche. Aber was vermochte ich, da ich nur viermal in der Woche eine Stunde mit ihm zusammen war und auch da nur mit so vielen anderen seiner Kameraden.

Aber ich wollte nichts versäumen und sprach mit meinem Amtsgenossen, der Klassenlehrer war und Deutsch in der Klasse gab, über den Fall. Vielleicht verstand er nicht ganz, was ich meinte, aber er sagte, daß Everts auch bei ihm in den letzten Wochen „nachgelassen“ habe, und daß man den Jungen wohl einmal fester anpacken müsse, da er keinen Vater mehr habe und vermutlich anfangs, ins Entwicklungsalter zu kommen, wo, wie jeder wisse, manche bis dahin fleißigen und pflichttreuen Schüler einen Knick bekommen. Ich sprach dann mit dem Turnlehrer, und dieser war ungefähr derselben Meinung und rügte die Neigung Kols zur Träumerei. Aber er erzählte mir auch einen seltsamen kleinen Vorfall, den ich mir merkte, weil er immerhin ein gewisses Licht auf Kolf zu werfen geeignet war: In einer der letzten Spielstunden nämlich hatte Kolf sich plötzlich, und scheinbar ohne daß eine Veranlassung dazu da gewesen war, auf einen seiner Mitschüler gestürzt und ihn derartig gebort und geschlagen, daß der Lehrer sich genötigt gesehen hatte, die beiden auseinander zu bringen. Was vorausgegangen war, war nicht zu ermitteln gewesen; der Überfallene hatte es jedenfalls so dargestellt, als sei der Überfall ohne jede Veranlassung geschehen, und Everts hatte auf diese Anschuldigung geschwiegen. Der Turnlehrer lachte zu der Sache, aber er meinte, so wie er Everts kenne, der sonst keiner der Kaufbolde der Klasse sei, sei wohl

doch zu vermuten, daß ein Grund vorhanden und daß der unerwartete Überfall eine Art Zornesausbruch gewesen sei. Wenigstens haben gewisse verbissene Züge bei Everts nach dem Geschehnis auf eine jähzornige Wut schließen lassen, die ihre Ursache hatte und sich plötzlich Luft gemacht habe. Deshalb habe er auch von einer weiteren Verfolgung und Untersuchung des Vorfalls und ebenso von einer Bestrafung abgesehen.

Ich behielt also in der nächsten Zeit Kolf und ebenso den anderen — es war ein gewisser Strawitz, ein rundliches, untergesetztes Kerlchen mit merkwürdig verkniffenem Gesichtsausdruck — besonders im Auge. Strawitz saß an dem Platz hinter Everts; er war ein recht begabter und sehr ehrgeiziger Junge, was ich in verschiedenen Fällen festzustellen Gelegenheit gehabt hatte. Daher war er auch ein sehr guter Schüler, jedoch, soviel ich wußte, verschlossen. Alles, was ich von den Beziehungen der beiden Knaben merkte, war, daß sie sich nicht umeinander zu kümmern, vielleicht sogar einander zu meiden schienen. Ich sorgte außerdem dafür, daß Kolf sich am Unterricht beteiligen mußte, rief ihn öfter als sonst auf, und besonders prüfte ich ihn, bevor wieder eine Klassenarbeit geschrieben wurde, um sicher zu sein, daß er die Aufgaben verstand, die ich geben wollte. Ich hatte mir auch vorgenommen, während die Arbeit geschrieben wurde, besonders auf ihn zu achten, aber ein Zufall wollte es, daß ich abgerufen wurde zu einer Besprechung, als ich die Aufgaben kaum an die Tafel geschrieben hatte, und daß ein jüngerer Amtsgenosse die Aufsicht fast während dieser ganzen Stunde führen mußte. Als ich ziemlich gegen Schluß der Stunde wiederkam, waren einige schon fertig und hatten ihre Hefte abgegeben. Kolf Everts saß noch über sein Hefte gebeugt mit glühenden Wangen, offensichtlich erregt und verwirrt. Er war einer der letzten, die ihre Hefte abgaben. Ich fragte ihn:

„Nun? Ist es diesmal geglückt?“

Mit Augen, die zu flackern schienen von einer ungewöhnlichen Blut, sah er mich einen Augenblick an und sagte:

„Weiß nicht.“

Ich ahnte, daß etwas nicht in Ordnung war.

Abends, als ich die Hefte ansah, zog ich das Kols als eines der ersten aus dem Pack. Als mich seine seltsam wuchtigen Schriftzeichen anstarrten, besiel es mich fast wie eine Aufregung. Es war zu sehen, daß hier eine Art Kampf stattgefunden hatte. Ganze Multiplikationen waren mit unordentlichen, breiten Strichen durchgestrichen. Überall waren Zahlen ineinander verbessert; die letzte Aufgabe war dreimal von vorne angefangen; irgendwo stand schief und verschmiert das Wort „ungültig“. Im ganzen war die Arbeit schlecht. Von fünf Aufgaben war eine richtig, die anderen teils falsch, teils unfertig. Über diesen drei Seiten kindlichen Kampfes lag für mich etwas Erschütterndes. Nicht daß ich so sehr Schulmeister gewesen wäre, daß ich dem Schulkönnen und der Art der Feststellung dieses Könnens irgendeine entscheidende Bedeutung beimessen hätte, aber da ich mich in den letzten Wochen mit so eingehenden Bemühungen um den Schreiber dieser Blätter gekümmert hatte, sah ich ihn im Geiste vor mir stehen mit seinen heißen roten Backen, und

der Blick aus seinen unergründlichen, dunklen Knaben-  
augen schien stumm und beredt auf mir zu ruhen. Als  
Lehrer blieb mir nur, das „Nicht genügend“ unter  
die Arbeit zu setzen, aber ich war mir klar, daß nun  
irgend etwas geschehen mußte. Was aber konnte ich  
tun? Während ich die anderen Zeste nachsah, gingen  
meine Gedanken immer wieder um diesen Punkt; ich  
erwog hin und her und kam zu keinem Entschluß.  
Trotzdem ließ mich der Gedanke an den Jungen nicht  
los und verfolgte mich bis in den Schlaf, wo er mir  
in dämonischen Verzerrungen erschien. Ich sah Kolf  
in einer langen, leeren Vorstadtstraße, einer Straße,  
die ich nicht kannte und mich nicht erinnern konnte  
irgendwo gesehen zu haben, laufen, das Zest in der  
linken Hand. Sein Gesicht war sehr heiß und von  
einer heftigen Röte; sein dunkles Haar fiel wirr um  
Stirn und Schläfen, wie ich es ähnlich oft gesehen  
hatte, aber es war länger und unordentlicher als in  
Wirklichkeit. Er schlenkerte unnatürlich mit den  
langen Armen und warf die hageren Knabenbeine, als  
wäre ihm etwas auf den Fersen, und er befinde sich  
auf einer furchtbaren, an Wahnsinn grenzenden Flucht  
vor einem Verfolger. Am entsetzlichsten drückte dies  
sein Gesicht aus, der verzogene Mund und vor allem  
die vor Schrecken starren Augen. Ja, im Traum er-  
schien mir plötzlich das Dunkle, das ich in diesen Augen  
wahrgenommen hatte, ungeheuer gesteigert und zu-  
gleich ganz nahe. Mich selbst überfiel die Angst; ich  
wollte ihm zurufen, ihn anfeuern, ihn warnen, aber  
meine Stimme versagte, oder irgendwer hinderte mich  
daran, und ein Zittern befiel mich, das meiner elenden  
Ohnmacht entsprach. Denn jetzt sah ich deutlich, wie  
sich in der leeren, endlos langen, grauen Vorstadt-  
straße mit ihren überall gleichen, hohen, vielstöckigen  
Zäusern eine Tür öffnete und einige Männer und  
Frauen herauskamen und mit Gesten höchsten Jornes  
hinter dem Knaben herzulaufen begannen. Bald öff-  
neten sich andere Türen, überall ohne Lärm, wie leere  
Löcher taten sie sich auf, und andere Frauen und Män-  
ner stürzten heraus, deuteten nach vorne, machten die  
Gebärden des Jornes und begannen zu laufen; so füllte  
sich die Straße an mit laufenden, deutenden Männern  
mit Bärten und krausen Haaren und Frauen mit  
wehenden Mähnen und flatternden Röcken. Aber das  
Schauerlichste war, daß alles lautlos vor sich ging,  
ohne den leisesten Ton. Die Verfolger schienen sich  
alle durch Zeichen oder durch bloßes Bewegen des  
Mundes zu verständigen. Ich sah, wie sie dem ver-  
folgten Knaben immer näher kamen, wie sie die Arme  
warfen, wie sie lautlos schrien, und ich sah, wie der  
Knabe im letzten Augenblick den Kopf wandte und  
seine hilflosen, stummen, dunklen Augen mich flehend  
anblickten, und ich wollte schreien, — wie töricht!  
Als ob Schreien irgend etwas geholfen hätte! — Aber  
doch, vielleicht wäre ein Schrei in der Welt dieser  
lautlosen Straße wirklich ein Wunder gewesen; viel-  
leicht hätte es nur eines Schreies bedurft, um alles  
zu ändern, denn er wäre Erlösung und Verwandlung  
gewesen. Das alles dachte ich zugleich auch blitzschnell  
in meinem Traum, und aus diesem Gedanken — so  
scheint es mir wenigstens — kam plötzlich, unerwartet  
und wie ein Wunder für mich selbst der Schrei wirk-  
lich, an dem ich auch sogleich erwachte.

Dieser Traum, der mir erst nach und nach im Lauf  
des Tages wieder in seinen bildhaften Einzelheiten  
bewußt wurde, hinterließ eine merkwürdig schwere,  
dunkle Stimmung, die mir jedesmal dann wie eine  
Wolke düster und drohend, zugleich auch wahrhaft  
umnebelnd um die Seele hing, sobald ich an Kolf  
Everts dachte. In voller Klarheit sagte ich mir, daß  
es irgendeinen bestimmten Sinn haben mußte, wenn  
meine Traumgedankenwelt sich gerade mit diesem  
Jungen, der mir doch sonst in keiner Weise näher  
stand, beschäftigte und um ihn herum Bilder gestaltete  
von solcher Eindringlichkeit wie die dieses Traumes.  
So mag denn dieser Traum auch wieder bestimmend  
auf mein weiteres Verhalten in der Sache Kolf Everts  
eingewirkt haben, und deshalb habe ich ihn, soweit  
dies überhaupt möglich ist, hier berichtet.

Als ich die letzte, die dritte schlechte Arbeit Everts  
zurückgab, sagte ich zuerst gar nichts dazu. Ich be-  
obachtete den Jungen; es war deutlich zu sehen, wie  
er sich schämte; eine Röte überflog sein Gesicht, und  
er steckte das Zest rasch weg. Aber er spielte nachher  
sehr schnell den Gleichgültigen und Überlegenen und  
zwar mit großer Geschicklichkeit. Mit solcher Geschick-  
lichkeit sogar, daß der Deutschlehrer, der nach mir  
Unterricht in der Klasse hatte, sich täuschen ließ und  
mir davon erzählte. Daß er sich geirrt hatte, bewies  
einwandfrei erst der Fortgang der Ereignisse. Ich  
rief, ohne daß die anderen Schüler es merkten, Kolf  
gelegentlich zu mir in ein leeres Klassenzimmer, — es  
war in einer Pause des folgenden Tages. Ich sprach  
sehr ruhig zu ihm und versuchte möglichst freund-  
schaftlich zu sein. Ich sagte ihm zunächst, daß ich mir  
sein plötzliches Versagen in den letzten Wochen ein-  
fach nicht erklären könne, und daß ich ihn doch immer-  
hin soweit zu kennen glaube, daß irgendeine besondere,  
außergewöhnliche Ursache für dieses Versagen vorlie-  
gen müsse. Ob er mir nicht sagen könne, wie er selber  
sich dieses Versagen erkläre?

Kolf schwieg. Aber dieses Schweigen und sein tiefer  
Blick, der mir nicht auswich, verriet mir, daß ich recht  
hatte: Es gab einen Grund, und vermutlich wußte er  
oder ahnte zum mindesten, was dieser Grund war.  
Vergeblich versicherte ich ihm, es bleibe alles unter  
uns. Gerade deshalb, so sagte ich, habe ich ihm vor  
der Klasse nichts gesagt, weil ich das bestimmte Gefühl  
habe, daß in dieser Sache ein ganz besonderer Fall  
vorliege, der deshalb auch besonders behandelt werden  
müsse. Also müsse er auch unter uns bleiben. Ich ver-  
sprach ihm, daß ich mit niemandem, noch nicht einmal  
mit Kollegen über das sprechen werde, was ich hier  
mit ihm rede. Ich versicherte ihm, daß ich nichts wei-  
ter wolle als nur ihm helfen, nämlich bewirken, daß  
er seine Arbeiten wieder gut schreibe und alles wie-  
der wie vorher sei. Es liege mir übrigens nichts dar-  
an, daß ich irgendwelche Dinge von ihm erfahre, die  
er aus irgendwelchen Gründen nicht sagen wolle, und  
die mich also nichts angingen; ich könne wohl ver-  
stehen, wenn er soweit sich zurückhalte, als es eben  
angebracht sei. Er müsse selbst wissen, wie er mir  
entgegenkommen könne, damit ich in der Lage sei,  
etwas zu tun für ihn. Ich wolle ja nichts anderes.  
Ich weiß heute, daß die Art, in der ich mit ihm sprach,  
noch viel zu lehrerhaft und viel zu plump war, um

das zu erreichen, worauf es mir angekommen wäre, und ich weiß erst recht, daß manches, was ich dann tat, besonders der nächste Schritt, ein Mißgriff war. Ich will mich nicht entschuldigen, aber ich will doch zur Erklärung wenigstens dies erwähnen, daß es an unserer Anstalt so üblich war, und daß ich daher nur einem gewissen Brauche folgte, wenn ich das tat, was ich tat.

Als mir nämlich Kolf auf alle meine Fragen keine Antworten gab, sagte ich mir, daß es mir wohl nicht möglich sei, in ihn zu dringen, daß es aber vielleicht einem Menschen, der ihn besser kenne, und dem er wirklich nahe stehe, gelinge. Was hätte näher gelegen, als an seine Mutter zu denken? Ich wußte nur, daß sie Witwe und er das einzige Kind war; es war also anzunehmen, daß ein beiderseitig besonders inniges Verhältnis bestand. Ich sagte daher, ich wolle mich nicht in seine Angelegenheiten mischen, aber ob er seiner Mutter die schlechten Arbeiten gezeigt habe? Er bejahte das. Was sie dazu sage? Er zuckte mit

den Achseln. Irgendein ganz leiser Zweifel kam mir schon in diesem Augenblick. Irgend etwas in seinem Gesicht, in seiner Haltung oder Bewegung gab mir diesen Zweifel ein. Ich sagte ihm, ich möchte seine Mutter gerne einmal sprechen. Ob ich ihm einen Brief an sie mitgeben solle, oder ob er es ihr ausrichten wolle? Wäre mir mein Zweifel schon ganz deutlich bewußt gewesen, vielleicht hätte ich gar nicht so gefragt. Er sagte, er wolle es ihr ausrichten. Mein Zweifel blieb bestehen und wurde mir klarer. Aber ich wollte ihn, da nie ähnliches bei ihm vorgekommen war, nicht kränken; es waren nur Vermutungen und Verdächtigungen, die durch nichts als ein Gefühl gestützt waren. Ich schloß diese Unterredung damit, daß ich ihm die Hand reichte und sagte:

„Also du sagst mir morgen Bescheid, ob deine Mutter zu meiner Sprechstunde kommen kann, oder ob ihr eine andere Zeit angenehmer ist.“

Er nickte, verneigte sich höflich, wie er immer war, und ging. (Schluß folgt.)

## Günther Röhrdanz Hermann Stegemann zu Ehren.

Wie wir aus den Zeitungen erfahren konnten, wurde Hermann Stegemann am 28. August der Goethepreis der Stadt Frankfurt a. M. überreicht. Wir in Baden hatten schon an seinem 50. Geburtstag diesen bedeutenden Historiker geehrt, als ihm die Universität Freiburg an diesem Ehrentag den Doktorhut sandte.

Wir ehren in Hermann Stegemann eine einmalige Persönlichkeit, die vom Schicksal mit der Fähigkeit beschenkt wurde, Geschichte aus der Gegenwart zu gestalten. Seine großen historischen Werke, die eine unerfessliche Bedeutung für uns Deutsche haben, sind diktiert von der Stunde der großen Entscheidungen. Als es rings an Deutschlands Grenzen zu brennen begann, da schrieb dieser in ewigem Kampf mit seinem anfälligen Körper liegende Mann auf vorgeschobenem Posten seine Leitartikel im „Bernener Bund“, aus denen später sein großes vierbändiges Werk „Die Geschichte des Weltkrieges“ entstand. Mit seltenem Scharfblick sind hier die Ereignisse gesehen und in vollendeter Darstellung wiedergegeben, so daß wir dieses Werk als die Geschichte des großen Völkerringens ansehen können.

„Durch mein ganzes Leben rauschte der Rhein“ schreibt Stegemann am Anfang seiner „Erinnerungen“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, wo alle seine Werke erschienen sind) und gibt uns damit den Schlüssel zu allen seinen Werken und zu seinem eigenen Schicksal in die Hand. Es gibt für diesen Mann kein geschichtliches Ereignis, das er nicht im Hinblick auf sein Vaterland Deutschland sieht. Wenn schon seine Aufsätze „Zur Kriegslage“ während des Weltkrieges in allen Generalstäben mit Spannung erwartet und ge-

lesen wurden, so haben gerade wir Deutschen die Verpflichtung, die Bekenntnisse und Deutungen dieses Menschen zu lesen. Er, dem das Schicksal nicht vergönnte, in den Reihen der Kämpfenden zu stehen, er hat seinem Deutschland durch sein Wort gedient. Immer wieder gab ihm das Schicksal in entscheidender Stunde den Griffel in die Hand und ließ ihn die mit dem Blick des einmaligen Historikers gesehenen Ereignisse in das Buch der deutschen Geschichte einzeichnen. So entstand sein Werk „Der Kampf um den Rhein“, so schrieb er sein „Trugbild von Versailles“, sein „Deutschland und Europa“. Wie hätte aber ein Mann wie Stegemann zum Umbruch der neuen Zeit in Deutschland schweigen können. Es entstand seine „Weltwende“, in der „der Kampf um die Zukunft und Deutschlands Gestaltwandel“ von einem Mann niedergeschrieben ist, dessen Lebenskampf immer der Kampf um Deutschland war.

Stegemann ist einer der seltenen Menschen, deren Lebenserinnerungen sich nicht in der Darstellung des eigenen Lebens und Schaffens erschöpfen, die vielmehr ein Stück Geschichte sind, weil ihr Leben unzertrennlich mit der Geschichte ihres Volkes verbunden ist. Er ist aber auch einer jener glücklichen Menschen, die an ihrem 50. Geburtstag in ihr Tagebuch schreiben können: „Als ich am 30. Mai 1920 einen Rückblick auf dieses Leben warf, schien es mir unendlich mehr als 50 Jahre zu umfassen.“ Das Schicksal aber ließ diesen fränkischen Mann nie zur Ruhe kommen, der Stern der Unstetigkeit stand über seiner Wiege, als er am 30. Mai 1870 in Koblenz auf die Welt kam. Durch seinen ersten dramatischen Versuch ruft er eine Schulrevolution hervor. Nach bestandnem Abiturienten-

examen macht sich der Jüngling auf den Weg in die Welt. Rheinaufwärts geht es. München ist das Ziel. München wird die Etappe seines Lebens. Doch der Student von damals wird es sich nicht haben träumen lassen, daß er einmal zum Professor an dieser Stätte ernannt werden sollte. In der damals schon unter dem Stern der Kunst stehenden Stadt lernt er Liliencron kennen, findet er Anschluß zu vielen bedeutenden Männern. Er kommt nach Zürich, macht hier seine ersten journalistischen Gehversuche und begibt sich damit auf ein Gebiet, auf dem er einmal Weltruf erringen sollte. Berlin und seine Tätigkeit als Schriftleiter bei der Gartenlaube sind nur kurze Unterbrechungen seines Lebens in der Schweiz. Sein wenig widerstandsfähiger Körper zwang ihn immer wieder, dorthin zurückzukehren. Und dort, in der Stille seines Häuschens am Thuner See, sind seine großen historischen Werke entstanden und auch ein Teil seiner ausgezeichneten Heimatromane. Dieser Mann vereinigt

in einer Person den mit seltenem Weitblick ausgezeichneten Historiker und den Gestalter, der die Darstellung bis zur höchsten Vollendung beherrscht. Wenn sein Körper ihn in seinem Schaffen oft aus der Bahn warf, immer fand er durch eine unüberwindliche Energie den Weg zurück. Die Kraft aber zu seinem unermüdbaren Schaffen für Deutschland schöpfte er aus dem Glauben an dieses deutsche Volk. So schreibt er einmal in seinen „Erinnerungen“: „und ich kehrte im Jahre 1924 mit der gefestigten Überzeugung in die Schweiz zurück, daß das deutsche Volk allen feindlichen Gewalten, allen in seinem eigenen Schoße wütenden Parteiungen, Irrungen und Wirrungen zum Trotz aus diesem Kampfe als Sieger hervorgehen und zu neuer Größe aufsteigen werde, wie lange der Weg durch die Wüste auch noch währen mochte.“ Diesen Glauben hat er nie verloren. Aus ihm wuchs die Tat, für die ihm das neue Deutschland durch die Ehrung den Dank gesagt hat.

## Deutsche jenseits der Grenze.

Winterhilfswerk auf Tenerife. / Von Max Johs.

Unser badischer Amtsgenosse, Lehramtsassessor Dr. Max Johs, 3. St. Leiter der deutschen Schule in Sta. Cruz, schickt uns nachstehenden Beitrag.

**M**ehr als in der Heimat steht die deutsche Schule im Ausland im Mittelpunkt der Ereignisse des Tages. Feste und Feiern der Kolonie erhalten meist durch die Mitwirkung der Schule ihre Prägung.

Im vergangenen Winter war die Durchführung des Winterhilfswerks vom Ortsgruppenleiter der NSDAP. in Tenerife in die Hände des Schulleiters der deutschen Schule gelegt worden. Damit war die ganze Schule zur Mitarbeit aufgerufen. Schüler und Schülerinnen leisteten als NSV.-Helfer die nötige Sammelarbeit. Gerne stellte sich die Hitler-Jugend zur Verfügung; auch eine spanische Schülerin mit deutschen Vorfahren arbeitete immer freudig mit.

### Organisatorisches.

Die deutsche Kolonie auf Tenerife zählt etwa 300 Seelen. Gegen 250 Deutsche (Kinder eingerechnet) wohnen in der Hafenstadt Sta. Cruz de Tenerife, die übrigen in verschiedenen Orten der Insel, hauptsächlich in der 9 km entfernten und etwa 500 m hoch gelegenen Bischofs- und Universitätsstadt La Laguna oder in dem 40 km entfernten Puerto-Orotava. In der rund 80 000 Einwohner zählenden Stadt Sta. Cruz wohnen die Deutschen überall zerstreut. Ich erinnere an diese

Zahlen, weil sie einen Begriff davon geben, wie schwierig es ist, alle Deutschen zu erfassen.

Aber wenn die Auslandsdeutschen nicht teilhaben können an dem staatspolitischen Leben und Geschehen der Heimat, so sollen doch alle deutschen Volksgenossen hier draußen die Möglichkeit haben, ihre Zugehörigkeit mit ihrem Volke zu zeigen und mitarbeiten an der gemeinsamen Lösung sozialer Aufgaben.

Die geographischen Bedingungen hier brachten es mit sich, daß für die kleine Anzahl von Deutschen verhältnismäßig viele Helfer eingesetzt werden mußten. Das gesamte Arbeitsfeld wurde in 6 Gebiete eingeteilt, wovon 4 auf die Stadt Sta. Cruz, je eines auf La Laguna und Puerto-Orotava entfielen. Fünf dieser Bezirke überwachte ich als NSV.-Obmann selbst, wobei mir unsere Schüler tüchtig zur Seite standen; den Bezirk Puerto-Orotava betreute der dortige Stützpunktleiter.

An Hand einer Liste der in Tenerife ansässigen Reichsdeutschen, die mir das deutsche Konsulat zur Verfügung stellte, wurden die Stadtgebiete in Unterbezirke geteilt, die je von zwei NSV.-Helfern bearbeitet wurden.

Nach diesen organisatorischen Vorarbeiten konnte mit der praktischen Durchführung begonnen werden. Eine spanische Druckerei, in der einige Deutsche arbeiten, hatte kostenlos unseren Aufruf gedruckt. Er sei hier wiedergegeben als Ausdruck dafür, daß die Gemeinsamkeit der Deutschen nicht mehr wie einst an der Grenze halt macht:

**Winterhilfswerk 1934/35.****Keiner darf hungern und frieren!**

Mit dieser Parole ist das ganze Deutsche Volk aufgerufen, sich an dem großen Hilfswerk der Nation zu beteiligen. Auch wir, fern der Heimat, hören diese Worte und zaudern keinen Augenblick, uns einzureihen in die große Gemeinschaft unseres Volkes. Nur wenn wir den Ärmsten der Armen durch die Tat helfen, wird Volksgemeinschaft unter uns lebendig sein.

Ich rufe daher alle auf der Insel wohnenden Deutschen auf, je nach Vermögen durch Geldspenden oder Kleidungsstücke und Naturalien mitzuhelfen an der Durchführung der großen Hilfsaktion; mitzuhelfen, deutschen Sozialismus zu verwirklichen. Wie im vergangenen Winter, so muß auch in diesem Winter deutscher Idealismus und Opfer Sinn siegen über die Not.

Es darf kein deutsches Kind ohne Brot, keine deutsche Mutter in Sorge um das täglich Notwendigste sein, und Keiner soll frieren.

Wer keine Not kennt, vergißt leicht, wie bitter es ist, Hunger und Kälte zu ertragen. Wir wollen uns nicht durch die Opferfreudigkeit ärmerer Brüder im Reich beschämen lassen. Wie in der Heimat das gesamte Deutsche Volk seine Schicksalsverbundenheit, seine Zusammengehörigkeit und die Überwindung des Klassengeistes auch sichtlich dadurch zum Ausdruck bringt, daß landauf, landab die Reichen mit den Armen einmal im Monat einen Tag der bescheidensten Lebenshaltung leben und das am eigenen Körper Abgesparte den Notleidenden zur Verfügung stellen, so soll es auch bei uns sein. Wir wollen nicht abseits stehen, sondern nach unseren Kräften mithelfen. Auch wir wollen jeden ersten Sonntag im Monat durch Einführung des Ein-Topfgerichts unsere Solidarität mit dem Deutschen Volk bekunden und das dadurch Ersparte den N. S. D. Helfern freudig geben, die jeden Monat in der auf den ersten Sonntag folgenden Woche zum Sammeln kommen.

Läßt die Helfer der N. S. D., die zu euch deutschen Brüdern und Schwestern kommen, nicht mit leeren Händen von eurer Türe fortgehen!

Tretet ein in die Deutsche Einheitsfront gegen Hunger und Kälte!

Verhindert es, daß Deutsche zu Hause oder hier draußen notleidend!

Heil Hitler!

Der N. S. D.-Obmann: Dr. M. Johs.

**N. S. V O L K S W O H L F A H R T**

Praktische Durchführung.

1. Sammlung, Eintopfgericht, Geldspenden.

Ein gedruckter Sammlungsplan, der allen Deutschen zugestellt wurde, diente zur Orientierung und erleichterte uns die Arbeit. Das Zusammentragen der Kleidungs- und Wäschestücke aus allen Gegenden der Stadt stellte an die NSD.-Helfer hohe Anforderungen. Drei große Kisten konnten wir mit Kleidern, Wäschestücken, Anzügen usw. anfüllen, in eine vierte große Kiste packten die Frauen der Parteigenossen selbstgefertigte Dinge, die sie in aller Stille gearbeitet hatten. Die für das Kleinkind nötige Wäsche und die Kleidungsstücke häuften sich in einem Säuglingskorb. Wir hoffen, daß unsere Sachspenden, die noch vor Weihnachten abgeschickt wurden, recht viel Freude in die Heimat gebracht haben.

Ab November erschienen in der ersten Woche jedes Monats vor der Tür eines jeden Deutschen die NSD.-Helfer mit ihren Sammelbüchsen. Das Eintopfgericht selbst kann natürlich nur in rein deutschen Familien durchgeführt werden. Man kann es nicht verlangen, wenn die Frau eine Spanierin ist. Auch den ledigen Deutschen, die in Gasthäusern essen, ist die Einhaltung dieses Gebots nicht möglich. Aber um die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Durchführung brauchten sich unsere NSD.-Helfer nicht zu kümmern. Sie sammelten bei allen Deutschen, von denen die Mehrzahl jedesmal gerne gab. Hin und wieder etwas zu geben, fällt den meisten leichter als eine einmalige größere Spende.

An fünf verschiedenen Stellen der Insel waren Zahlungslisten für Geldspende aufgelegt. Außerdem hatten die einzelnen NSD.-Helfer immer die Zeichnungslisten bei ihren Sammlungen dabei, so daß jeder Deutsche die Möglichkeit hatte, seinen guten Willen zu bekunden. Trotz der starken geldlichen Beanspruchung durch den Neubau der deutschen Schule, die im Oktober d. J. ihrer Bestimmung übergeben werden konnte, brachten wir einschließlich der Eintopfsammlung die stattliche Summe von mehr als 6000 Pfg. zusammen. Man darf nicht den Fehler machen, dies kursormäßig umzurechnen in Reichsmark. Denn unsere Leute hier (wir haben alle Berufsgruppen auf Tenerife, Arbeiter, Handwerker, Angestellte, selbständige Kaufleute, Lehrer u. a.), verdienen nicht etwa dreimal soviel als zu Hause, sondern bestenfalls doppelt soviel in Peseten, als sie bei entsprechender Leistung daheim in Mark erhalten würden.

Veranstaltungen zugunsten des Winterhilfswerks: Die Kolonie war — wie ich oben bereits erwähnt habe — im Winter 1934/35 durch den Schulhausbau sehr stark beansprucht. Ein zugunsten des Winterhilfswerks geplanter Bazar mußte daher unterbleiben. Nur bei der Weihnachtsfeier der deutschen Schule bot sich Gelegenheit, einige Worte über die Winterhilfe und die segensreiche Wirkung der NSD. zu den Volksgenossen zu sprechen. Wenn im vergangenen Winter die schlimmste Not in Deutschland gelindert wurde, so dürfen auch wir in Tenerife das Gefühl haben, das unsrige dabei mitgeholfen zu haben.

2. Unterstützung hiesiger armer Volksgenossen.

Auch hier in Tenerife sollten arme deutsche, kinderreiche Familien beschenkt und am Weihnachtsfest besichert werden. Neben der eigentlichen WZW-Sammlung trugen wir an Weihnachten gute und nützliche Sachen zusammen für die Bedürftigsten unter uns. Am Morgen des Bescherungstages trafen sich die NSD.-Gelder mit den gesammelten Gaben im Hause des NSD.-Obmanns. Kleider, Strümpfe, Stoffe, ferner Apfelsinen, Mandeln, Nüsse und Gebäck wurden je nach vermuteter Notwendigkeit verteilt und den Volksgenossen ins Haus geschickt. Einer besonders kinderreichen Familie brachten wir noch den Weihnachtsbaum der Schule, einen richtigen Tannenbaum, der der Schule alljährlich von einer der in Sta. Cruz anliegenden Schifflinien geschenkt wird. — Aus dem Fonds unserer gesammelten Gelder unterstützten wir mit Geldmitteln eine deutsche Familie, die in Not geraten war. Von einer der Nachbarinseln La Palma drang der Notruf dieser Volksgenossen über die Auslandsorganisation der Partei zu uns. Wir griffen sofort helfend ein; der freudige Dank, besonders von seiten der Mutter, war uns schöner Lohn.

WZW. und Auslandsdeutschum.

fern der Heimat sind die Auslandsdeutschen ausgeschlossen von der Teilnahme am innerstaatlichen Leben. Sie müssen von außen zusehen, wie sich das Schicksal im Vaterland gestaltet. Die meisten Auslandsdeutschen drängt es, trotzdem tätigen Anteil zu nehmen an dem Geschehen zu Hause. Nur wenige sind es, die vergessen, daß auch jenseits der Grenzen die Volkszugehörigkeit ihre Rechte fordert. Durch das WZW. ist jedem die Möglichkeit gegeben, mitzuwirken an der Gestaltung deutschen Lebens, mitzuwirken

an der Verwirklichung heutiger deutscher Aufgaben. Die Flauen jedoch werden ermahnt, aufmerksam gemacht und vor eine ernste Entscheidung gestellt. Wer nicht gewillt ist, mitzuhelfen an der Lösung unserer sozialen Probleme, stößt sich aus der Gemeinschaft des Volkes aus und verwirkt das Recht, Deutscher zu sein.

WZW. und Schule.

Die vornehmste Aufgabe für uns Auslandslehrer ist es, auch unsere Schüler im Geiste des Dritten Reiches zu erziehen. Die Arbeit für das Volksganze war unseren Schülern eine freudige Selbstverständlichkeit. Tausende Kilometer entfernt von der Heimat sammelten sie für ihre notleidenden Brüder im Reich. Das gibt ihnen das Bewußtsein, daß sie hier draußen nicht verlassen und verloren sind, sondern als Glieder einer großen Gemeinschaft dastehen: wir wollen nicht nur etwas von ihr erwarten, nein, sie legt uns auch Pflichten auf. Die Kinder werden hineinwachsen in den Gedankenkreis des Dritten Reiches, und was manchem Erwachsenen jetzt noch als unumgängliches Opfer erscheint, wird ihnen zur Selbstverständlichkeit, zur inneren Notwendigkeit werden.

Wieder ruft uns der Führer: in Deutschland ist der Winter eingezogen, und es gilt seine Not zu lindern. Gerade wir hier, die wir auf den glücklichen Inseln Langer und Kälte nie in dem Maße kennen lernen, wollen nach Kräften die Not unserer Brüder zu Hause lindern helfen. Wie im vergangenen Winter wollen wir auch jetzt wieder mitwirken an dem großen Hilfswerk. Denn so wie Führer und Reich zu uns stehen, zu jedem einzelnen, so wollen wir uns eingliedern in die Volksgemeinschaft, und uns verantwortlich fühlen für das Wohlergehen eines jeden einzelnen Volksgenossen.

## Winterhilfe / Sprüche von Will Vesper.

So manchen hör ich „Menschheit“ sagen,  
als wollt er alles dafür wagen.  
Doch klopft bei ihm ein Nachbarmann  
auch nur um einen Pfennig an,  
so ist verschlossen Herz und Ohr.  
„Menschheit“ klopft auch nicht plump ans Tor.

\*

Ein jeder wird — Du sollst es nie vergessen! —  
von dem, was er besitzt, besessen.  
Drum gibt der Reiche auch so schwer  
von seinem Herrn, dem Reichtum, her.  
Den Armen drückt sein Schatz nicht sehr,  
drum gibt er fröhlich, leicht und gern.  
Er hat nicht so gestrengen Herrn.

Wer da kennt die Not,  
teilt gern sein letztes Stücklein Brot.  
Wer von Not nichts weiß,  
den macht Not nicht heiß.

\*

Hinterm heißen Ofen mit kaltem Blut  
denkt mancher: Was hat es der Arme gut,  
daß er, dieweil sein Schlot nicht raucht,  
auch nicht, wie ich, zu schwitzen braucht.

\*

Der bannte Blitz und Wolke,  
der sorgt für Kind und Kindeskind,  
wer hilft, daß jeder im Volke  
sein eigen Bett und Hättlein findet.

Aus dem „Völkischen Beobachter“ vom 10. Oktober 1935.